GEFÄLLIGER WAHNSINN

IN WORT UND BILD

ELISABETH BROCKMANN

GEFÄLLIGER WAHNSINN

IN WORT UND BILD

ELISABETH BROCKMANN

INHALT

SEITE 6
Adrenalin: Tauchen

SEITE 14
Die Taliban haben Vorbilder

SEITE 18
Phnom Penh – Erbe der Tyrannen

SEITE 24
Lust am Pathos: Hochzeit

SEITE 56
Wildes Bremsen für starke Männer

SEITE 61
Eine andere Art von Männern

SEITE 67
Apple-Tyrannei

SEITE 74
Lust for Life: Der Tod

SEITE 108
Gier nach Unsterblichkeit: Kunst

SEITE 139
Ruheforst

UND ZWISCHENDURCH WODKA FÜR DIE SEELE:

Träume

ADRENALIN: TAUCHEN

Ich bin klaustrophobisch. Deshalb lerne ich jetzt tauchen.

Taucher sind martialisch ausstaffierte Fanatiker, behängt mit schwarzen Schläuchen, piepsenden Computern und zischenden Riesenschnullern, die sich Lungenautomaten nennen. Automaten für die Lunge! Auf diesen selbstgebastelten Brücken zwischen den Menschen und dem fremden Element basiert das ganze hirnverbrannte Wagnis namens Tauchen. Um in der Tiefe, für die sie nicht geschaffen sind, ein Stündchen zu verbringen, quälen sie sich zuvor in sengender Hitze, zwängen sich mit erbarmungswürdigem Gestöhn in viel zu enge Anzüge, behängen sich mit Blei und stemmen Stahlflaschen mit einem Gewirr aus klappernden Gürteln und Schnallen, um sich unter grotesken Verrenkungen an die Montur zu ketten. Wenn sie sich dann aufrichten, wirken sie wie Atlas, dem die Welt zu schwer geworden ist. An die Füße kommen noch Flossen, die das Gehen an Land fast unmöglich machen, so dass, wer einen falschen Schritt macht, mitsamt der Rüstung einfach umfällt. Zum Schluss noch die Maske vors Gesicht, damit die Nase zum Atmen nicht mehr zu gebrauchen ist.
Der Sprung ins Wasser gleicht dem Genuss des nachlassenden Schmerzes, nachdem man sich mit dem Hammer auf den Daumen geschlagen hat. Der überhitzte Körper schwebt in wohltuender Kühle sanft schaukelnd auf den Wellen. Die Maske erlaubt einen Blick in die Welt, die wir von außen nicht sehen und „von innen“ nicht erkennen können, weil Wasser auf unseren Augen den Blick vernebelt. Das bisschen Luft, das die Maske füllt, zaubert mit einem Schlag die ganze Wunderwelt hervor.
Doch das ist was für Profis. Ich bin Anfänger.

Der erste Tauchgang im Meer beginnt damit, dass ich nicht runterkomme. Meine Lunge ist aufgeblasen vor Angst und Anstrengung. Man stopft mir noch zwei Kilo Blei in die Jackentaschen – ich sinke immer noch nicht. Unter mir wartet mein „Tauch-Guide“, der mich beim „ersten Mal“ begleiten soll. Er greift nach meiner Hand und zieht. Ich kippe zur Seite, aber ich sinke nicht. Mein Körper wehrt sich. Mein Guide greift nach der anderen Hand – langsam und widerstrebend gleite ich tiefer. Nach drei Metern sinkt der Körper von allein, wird schwerer und scheint zu fallen. Ich kämpfe, mit Armen und Beinen rudernd, um meine aufrechte Haltung, lege mich schließlich auf den Bauch – und schwebe. Um mich herum wuselnde Fische, flirrendes Licht, Tiefe, Weite. Ich sehe nicht, ich fühle. Ich schwanke und kippe zur Seite, sinke und steige, ich verteidige mein Gleichgewicht. Ich breite die Arme aus und sehe nach unten, ohne zu fallen. Ich segle über dem Abgrund und sauge die

Luft so gierig ein, dass sie plötzlich zäh zu fließen scheint. Panik kündigt sich an, ich sehe auf meinem Tiefenmesser, dass ich zu tief bin, um notfalls einfach ohne Pause aufzusteigen, und halte mir selbst einen Vortrag: es ist Einbildung, nichts als Einbildung. Eine hysterische Alarmanlage sozusagen, die losgeht, wenn der Hund mit dem Schwanz wedelt. Ich versuche mich mit den Fischen abzulenken. Aber sie lassen mich nicht vergessen, in was für einer unsinnigen Situation ich mich befinde: 20 Meter unter der Wasseroberfläche, abhängig von einer Stahlflasche und der Erfahrung eines Menschen, den ich vor einer halben Stunde kennengelernt habe. Umso weniger verstehe ich mein Glück am Ende dieses Tauchgangs: es überschwappt mich mit einer Jahresdosis Adrenalin.
25 Meter. In dieser Tiefe sieht das Auge kein Rot mehr. Die Welt ist fahl, nur schwach erleuchtet von der Sonne, deren Strahlen nicht mehr auszumachen sind. Diffuses Licht an der Grenze zwischen Hell und Dunkel. Kaum Fische. Verlassenheit. Angst und Glück pendeln auf und ab. Alles ist in leicht schwankender Bewegung und verschärft das Gefühl der Reglosigkeit. Stillstand, angefüllte Leere, eine blaue Wasserwand, die zurückweicht, wenn man sich ihr nähert. Eingeschlossen in einem grenzenlosen Raum, gefangen in Unendlichkeit.
Nichts ist so anziehend wie der Ort, an den wir nicht gehören. Das Absinken am Beginn eines Tauchgangs ist wie der Ausstieg aus der Raumfähre im Weltraum. Du schwebst und staunst, wie sanft der freie Fall ist. Du versinkst in betörender Ruhe und störst sie zugleich mit dem Blubbern Deiner Atmung. Du treibst selig im schillernden Licht und weinst. Das alles ist sozusagen unterfüttert mit Gefahr. Ein winziger Fehler, und die berauschende Tiefe wird zur Falle. Ich glaube nicht, dass es das Risiko ist, das mich reizt. Ich werde nie zu der Sorte Hardcore-Taucher gehören, die bis zum letzten Tropfen Luft unten bleiben. Aber im vollen Bewusstsein der Gefahr die Arme auszubreiten und über dem Abgrund zu schweben, ängstlich die Angst überwindend, getragen von einem Raum, der nicht mit Luft gefüllt ist …
Ich stehe jeden Morgen um sechs Uhr auf, um vor dem Frühstück zu tauchen. Der Körper ist noch nicht mit dem Verdauen beschäftigt und fühlt sich leichter an. Manchmal überfällt mich dann gegen Ende des Tauchgangs so ein Hunger, dass ich am liebsten Salzwasser saufen würde. Nach dem Aufstieg an die Oberfläche und dem Abwerfen des Tauch-Geschirrs schleppe ich mich mit letzter Kraft in die Taucher-Fütterungs-Station und stürze mich aufs Frühstück. Danach stellt sich vorübergehend das Gefühl ungeahnter Kräfte ein – aber nur vorübergehend, denn dann kommt die große Hitze und ich döse dem nächsten Tauchgang entgegen. Das heißt, ich versuche zu dösen, soweit es die von unten mitgebrachte Unruhe zulässt. (Tauchen schürt meine Angst und zerstreut sie.) Gegen drei zwänge ich mich wieder in die Montur, weil um diese Zeit der Lichteinfall unter Wasser famos ist. Wenn ich wieder

auftauche, geht die Sonne unter und lässt die Wüste rötlich leuchten. Tatsächlich bekomme ich von meiner Umgebung aber nicht viel mit, geschweige denn von dem Land, in dem ich mich aufhalte. Eine Schande, ich weiß, aber Klosterinsassen haben immer einen beschränkten Blick auf die Welt.
Das Licht unter Wasser ist kaum beschreiblich. Heute Morgen um sieben auf 18 Metern. Ich „wandere“ an einem Hang entlang. Vor mir und unter mir eine Landschaft aus Korallenstümpfen in türkis schillerndem Dunst. Rechts lauert die blauschwere Tiefe, von links fällt Sonnenlicht ein – oder das, was in dieser Tiefe davon noch übrig ist: diffus, scheinbar ohne Quelle. Es ist weder hell noch dunkel. Licht und Schatten schaffen keine klaren Verhältnisse, sondern eine flirrende Spannung, ein fahles Strahlen. In der Dämmerung glüht gähnende Leere. Schweben in fatalem Leuchten.
Manchmal vergesse ich für Augenblicke, dass ich eigentlich Angst habe unter Wasser. Heute fiel mir plötzlich auf, dass mein Atemzug nur noch halb so laut ist wie bisher. Sofort habe ich alle möglichen Schläuche kontrolliert, bis ich dahinterkam, dass ich nicht mehr so gierig an meinem Lungenautomaten sauge. Es ist seltsam, mich so leise atmen zu hören. Das laute, manchmal ohrenbetäubende Einziehen der Luft war nervtötend, hat mir aber auch das Gefühl gegeben, viel fürs Überleben zu tun. Ich glaube, andere Taucher sind viel gelassener und freuen sich ohne Umschweife an den Fischen. Aber ich kann nicht vergessen, wo ich bin, wenn ich mich mithilfe einer abgezählten Portion Luft in die Tiefe sinken lasse, um dieses irre Licht zu sehen.
Außerdem ist das bunte Fischtreiben den Postkarten und Unterwasserfilmen so verdammt ähnlich, dass ich sie wie Abbildungen wahrnehme. Natürlich sind sie nicht so nett wie im Fernsehen, aber einen unmittelbaren Bezug zu diesen Bildern, die ich schon hundertmal gesehen habe, kriege ich einfach nicht hin. Ich komme mir ein bisschen vor wie die Katze, die geifernd vor dem Fernseher sitzt, weil ein Unterwasserfilm mit vielen Fischen läuft – nur umgekehrt. Seltsam, wie sehr die vermittelte Welt unserer Bilder eine unmittelbare „Begegnung“ verhindert.
Einmal habe ich mich allerdings erschreckt: Auf dem Grund, zwischen Korallen und Geröll, lag eine längliche, ziemlich dicke schwarze Wurst und bewegte sich. Ich versuchte, Kopf oder Schwanz auszumachen, vergebens. Trotzdem war deutlich spürbar: es lebt. Es richtete sich zu mir auf, als sähe es mich an, aber ohne Augen. Ganz offensichtlich atmete es, aber womit? Das wabernde, kopflose Wesen sah aus, als könnte es in einem Spielberg-Film explodieren – und war eine Seegurke. Doch davon hatte ich noch nie etwas gehört.
Mein natürlicher Feind sind die Schiffe. Als ich nach einem ausgedehnten Tauchgang an die Basis zurückkehre und die Oberfläche fast erreicht habe – vor mir und schon ein Stück höher schwimmt mein Tauchpartner –, drehe ich mich zum Vergnügen noch einmal um meine eigene Achse und traue meinen Augen nicht: Von hinten gleitet zügig und geräuschlos der schwarze Boden

eines Bootes auf uns zu. Ich drehe mich fassungslos auf den Bauch, schnappe meinen Partner bei der Flosse und ziehe ihn nach unten. Ärgerlich dreht er sich um – und reißt die Augen auf. Ich weiß, ich muss schwerer werden, um zu sinken und wegzutauchen. Doch statt Luft aus der Lunge zu lassen, blase ich mich auf und schieße nach oben. Wie ein spastisches Michelin-Männchen rudere ich kopfüber mit allen vieren nach unten und bringe mich gerade noch in Sicherheit.
Um meiner Panik Herr zu werden, bin ich danach noch einmal unter die Boote am Steg getaucht. Diese gottverdammte Dunkelheit über mir, die sich bewegt und – wenn der Motor läuft – auch noch dröhnt wie ein besinnungsloses Tier, das alles niederwalzt, ist kaum auszuhalten. Da hilft es auch nichts, dass die Bestien friedlich angekettet am Steg liegen.
Nach ein paar Minuten dieser Übung habe ich mich in den großen Raum aus Licht geflüchtet, mich wie ein Astronaut beim Mondspaziergang aufgerichtet, die Hände auf den Berg aus Blei und Schnallen vor meinem Bauch gelegt – und mich nicht mehr gerührt. Reglos und wach im Raum zu schweben, ohne Halt und doch nicht fallend, das ist so unglaublich, dass ich es immer wieder ausprobiere, ohne auch nur eine Spur davon zu begreifen. Manchmal stelle ich mir dann mein Spiegelbild vor: dick verpackt wie ein Baby mit überdimensionalem Strampelanzug, auf dem Rücken das Nuckelfläschchen – auch zu groß –, den Schnuller im Mund und hinter einer unförmigen Brille staunende Augen.
Während der ganzen Zeit hat die Angst mich begleitet wie eine etwas zu enge Krawatte. Ich habe mich oft gefragt, warum ich überhaupt tauche. Doch die Antwort ist einfach: Soll ich aufhören zu atmen, weil der Schlips zu eng ist? Ich wollte, dass die Fessel weiter wird. Sie ist schließlich keine Krankheit, sondern der Seidenfaden, an dem unser Leben hängt. Ich bin kein Einbeiniger, der unbedingt Marathon laufen will. Eher schon ein Hinkender. So wie wir alle mehr oder weniger hinken, meist halt nur, ohne es zu bedenken.
Jetzt ist der Zauber vorbei und ich gehe wieder in der Kunstszene tauchen. Die Fische dort sind zwar auch bunt, aber sie schweben nicht so schön. Wie gesagt, sie hinken …

ICH TRÄUME:

Beim Parteitag der Grünen herrscht ein furchtbares Durcheinander. Joschka Fischer lehnt mit knittrigem Gesicht an einem Schrank und vergräbt es in den Armen. Seine Eltern beschimpfen ihn als Gelben. Ich tröste ihn, er solle froh sein, dass man ihn nicht als kleines grünes Marsmännchen abtut. Das reicht ihm, er will weg. Ich begleite ihn und kehre zurück in das Haus, in dessen Erdgeschoss der Parteitag stattgefunden hat. Es hat viele stark bevölkerte Etagen mit zahlreichen Räumen, darunter auch Museums-Säle. Zwei Künstlerinnen aus Argentinien, die im Doppelpack auftreten, breiten sich aus. Überall hängen Plakate von Orten, an denen sie ausstellen. Ein schier weltumspannendes Netz. Hier inszenieren sie ein Koch-Happening, bei dem jeder irgendetwas zu einem Riesen-Hamburger beitragen soll. Er besteht vor allem aus jeder Menge aufgeschäumtem Weißbrot, das wie aufgeblasenes Nichts wirkt. Um kein Spielverderber zu sein, oder aus Neugier, streiche ich teure englische Orangenmarmelade auf das Brot. Sie versickert sofort, ich kippe das ganze Glas darauf, doch das Brot saugt alles auf, und zu sehen ist am Schluss nur ein unscheinbarer orangener Fleck. Ich versuche es noch an einer zweiten Stelle, mit demselben Erfolg, von der kostbaren Marmelade bleibt nichts übrig. Die anderen sind aber alle sehr heiter. Frustriert wende ich mich ab und gehe in die nächste Etage. Dort befindet sich ein Krankenhaus. Erschöpft lehne ich mich an einen Türpfosten und starre vor mich hin. Giscard d'Estaing kommt vorbei und fordert mich auf, zu gehen. Er ist nackt und hochgewachsen, sein Körper schimmert gelblich und hat in Höhe der Hüfte eine merkwürdige Einschnürung. Außerdem fehlt ihm ein Bein. Doch seine Behinderung wirkt sich nicht in Hinken, sondern in sehr langsamem Gleiten aus. Der Grund für meinen Rauswurf: Die Station ist gefüllt mit nackten, zum Teil behinderten Männern, und außerdem hängen obszöne medizinische Schaubilder herum. Die soll ich nicht sehen. Tatsächlich habe ich sie auch gar nicht bemerkt, weil mein Blick nach innen gekehrt war und ich vor mich hingeträumt habe, ohne meine Umgebung wahrzunehmen. Das nimmt Giscard mir nicht ab. Ich gerate mit ihm in einen freundlichen Disput, in dessen Verlauf es immer mehr um Kunst geht und er mir ein längliches Diapositiv als Beweis für seine Kunstkennerschaft vor die Nase hält. Es ist eine Doppelbelichtung mit einer amerikanischen Landschaft in gleißendem Licht und einem Gesicht darüber. Ich verdrehe gelangweilt die Augen: Es ist so abgelutscht, dass ich eigentlich keine Lust habe, darüber nachzudenken. Er will es genauer wissen. Ich erkläre ihm, dass das Licht typisch ist für die amerikanische Kunst der siebziger und achtziger Jahre, absolut nichts Neues, sondern eher ein bombensicheres Erkennungsmerkmal, außerdem sprechen die Schichtungen eine überdeutliche Sprache: Das eine steht für Politik, das andere für das Individuum – zum Gähnen langweilige Eindeutigkeit. Ich spüre mein Unbehagen wachsen und will gehen, da signalisiert Giscard, dass er meine Kritik versteht. Ich gehe trotzdem auf eine andere Etage.

DIE TALIBAN HABEN VORBILDER

Vorbereitungen für ein Kunst-Projekt in Friedberg / Bayern

Friedberg ist ein harter Kuchen mit Barock-Zuckerguss, bestehend aus Kirchen, Schloss und mittelalterlichen Häuschen. In den Zuckerguss eingebettet sind die dazugehörigen Folterwerkzeuge. Die Stammkneipe vom Koch meiner Unterkunft heißt „Köpfhäusl“, und ein solches gibt es auch im Schloss noch zu besichtigen. In diesem Häuschen wurden die Delinquenten genüsslich massakriert.
Der Zuckerguss ist eingerahmt von den mächtigen Türmen der Stadtmauer, die alle noch die alten Namen haben, Folterturm z. B. Da wohnt eine Familie, die eine Kompanie Gartenzwerge vor der Haustür aufgebaut hat. Bei den Gartenzwergen sind auch Ritter dabei, mit Speer und Hacke.
Die Kirche St. Afra steht genau an der Stelle, wo die heilige Afra verbrannt wurde, wobei aber ihr Körper sich geweigert haben soll, zu verkohlen, weshalb sie jetzt heilig ist. Eine Skulpturengruppe, in der die Mutter die Tote mit schmerzverzerrtem Gesicht und gen Himmel verdrehten Augen im Arm hält, steht im Depot des Museums, allerdings in zwei Teilen. Es wurde im Zuge der Säkularisierung zersägt, um besser in den Ofen zu passen. Anscheinend hat es jemand vor dem Verbrennen gerettet.
Andererseits hat der Wallfahrtsdirektor Melcher im Jahre 1870 die von den Asam-Brüdern ausgemalte Kirchendecke in der Wallfahrtskirche Herrgottsruh übermalen lassen, weil er die Darstellungen zu unkeusch fand. Die Taliban haben Vorbilder.
Herrgottsruh heißt die Wallfahrtskirche, weil sie der „Ruhe unseres Herrn“ gewidmet ist. Und wie er da so sitzt, der gefolterte Herrgott, und sich ausruht, wird er dargestellt, fast wie ein Bauarbeiter in der Mittagspause, aber nackt. Die Schwaben haben daraus das „Ruh-Herrle“ gemacht, gesprochen: Ruherle.
Vor dem Gnadenbild liegt ein Buch aus. Einträge vom 24. Oktober 2012: „Lieber Herr Jesus, im Vertrauen auf Dich bin ich zum Zahnarzt gegangen… lass den Nerv jetzt Ruhe geben lass das Werk des Zahnarzts gelingen…“ und „Heilige Mutter Gottes, Herr Jesus Christ, lass meiner Frau seine Freundin Ingrid wieder gesund werden. Danke, H. F.“
Die Gegenwart kommt nicht zu kurz in Friedberg. Das Motto des Jubiläumsjahres 2014, zu dem ich meinen Entwurf liefern soll, heißt: „Vergangenheit im Gewand des 21. Jahrhunderts“. Für mich stellt sich das eher andersrum dar. Selbst die Neubauten sind so verzagt, dass man ihnen die hilflose Verbeugung vor den Zuckergusshäusern aus dem Mittelalter ansieht.
Im Mittelalter wurden die Menschen gnadenlos gefoltert und reihenweise hingerichtet, Kriege waren an der Tagesordnung, Pest und Cholera haben ganze Generationen ausgelöscht, Frauen hatten keine Rechte, Arme waren die Knechte der Feudalherren … was ist an dieser Vergangenheit so attraktiv?
Die Museumsdirektorin, die mich eingeladen hat, eine Kunsthistorikerin mit großem Wissen, das sich über mich ergießt, sagt auf diese Frage: „Die Architektur. Sie ist viel lebenswerter als das, was heute gebaut wird.“
Ihr Chef, der „Kultusminister“, also der Kulturbeauftragte der Stadt, in der es mangels Bürgern keinen Oberbürgermeister, sondern nur einen Bürgermeister gibt, sagt: „Gute Frage.“
Der Kustos des Museums sagt: „Der schöne Schein.“
Als ich mit dem Kustos allein im Depot bin, wo die zersägte Afra ruht und Ruherles in mittelalterlichen Schränken lagern, fängt er an zu erzählen. Z. B. vom bayerischen Hias, dem seine mittelalterlichen Arbeitgeber, die Jesuiten, wegen eines blöden Streichs gekündigt haben, so dass er sich als Wilderer durchschlug und am Schluss grausam hingerichtet wurde – im Köpfhäusl. Er erzählt das aber nicht im Ton der Museumsdirektorin, wenn sie die Geschichte der Fugger runterrasselt, sondern sagt: „Das ist auch so eine Geschichte, wie man durch eine Lappalie auf die schiefe Bahn geraten kann und dann nicht mehr zurückfindet.“ Es klingt, als redete er von einem Verwandten, dem etwas Blödes passiert ist.
Wir gehen zusammen ein Stück zum Schloss zurück, in dem er anfangs gewohnt hat. Aber da hat er es nicht ausgehalten, an allen Ecken und Enden war das Unmenschliche in der Architektur zu spüren, z. B. bei den Türen, wo die Klinken so hoch angebracht waren, dass man sich klein fühlen musste. Er ist in ein 60er-Jahre-Reihenhaus umgezogen. Ich erwähne den Hotelkoch, der stolz den berühmten Namen seiner mittelalterlichen Vorfahren trägt und ohne Kinder, ohne Frau in Friedberg lebt. Er hatte mir beim Frühstück erzählt, dass er in der Stadt fast jeden kennt, und ich habe mich gefragt, was so einer macht, wenn er eine Frau braucht. Die Frage stelle ich jetzt dem Museums-Kustos: „Gibt es einen Pornoladen in Friedberg?“ Das schallende Gelächter hört sich an, als hätte ich ins Schwarze vom Zuckerguss getroffen. Dann sagt er: „Er wartet, bis der Nachbar weg ist und geht zur Nachbarin.“

Auf dem Weg zu einem idealen Tauchplatz mit brillanter Sicht unter Wasser. Der Weg führt durchs eiskalte Meer. Vor mir schwimmt in großem Abstand mein Vater, doch zu sehen ist von ihm nur der Hut – er schaukelt auf dem Wasser und gibt die Bewegungen seines Trägers wieder. Es sieht aus, als schwämme der Hut allein an der Wasseroberfläche, nicht treibend, sondern angestrengt rudernd. Es ist eine absolute Katastrophe für meinen Vater. Meine Rufe hört er nicht, er kämpft. Erst am anderen Ufer erreiche ich ihn, er droht zu kollabieren. Sein Zustand ist Trauer, endgültige Erschöpfung, das Ende in greifbarer Nähe. Ich suche ein Bett für ihn, finde keines, er friert und leidet an seiner Schwäche, ich suche eine Decke, auch die ist nicht zu finden, ich umhülle ihn mit meinen Armen, mit dem ganzen Körper, um ihn zu wärmen. Schließlich ist ein Bett in Sicht, das Bett meiner Mutter, feindliches Territorium. Soll ich ihn trotzdem hineinlegen? Ein Krankenbett taucht auf, alt und klapprig, viel zu hoch, so dass ich hinauf klettern muss. Soll ich das Fenster öffnen, damit er genug Luft hat, oder es schließen, damit er nicht friert? Ich hülle ihn ein wie ein Kind und bette ihn zur Ruhe.

Ich bin Zeuge einer als Fußballspiel getarnten Parade. Zwei hintereinander marschierende Männer geraten ins Visier eines Attentäters. Sein Ziel ist die Demonstration verschiedener Möglichkeiten, wie man Menschen möglichst heimtückisch umbringen kann. Der vordere Mann wird von mehreren Schüssen getroffen, ohne dass ihm etwas anzumerken ist. Wie beim Haarnadelmord der österreichischen Kaiserin geht er noch eine Weile weiter, bis er lautlos zusammenbricht. Nur der Mann hinter ihm hat es bemerkt, kann aber nicht offen zeigen, was er weiß, weil er Gefahr läuft, dann selbst erschossen zu werden. Deshalb macht er beim Fußballspielen dreimal hintereinander so gravierende Fehler, dass die anderen aufmerksam werden. Als der vordere Mann schließlich stirbt, ist die Demonstration zu Ende, doch die Leiche ist echt, wenn auch klein und verpackt wie eine Mumie als Schokoladenweihnachtsmann. Meine Aufgabe ist die Entsorgung der Leiche, ich will sie einem andern unterjubeln, doch der lehnt ab, es sei schließlich meine Leiche. „Ein Toter!“ – ich bin entsetzt und verwundert. Mit einem unförmigen Handschuh aus Alufolie greife ich die Überreste. Der Körper des verpackten Toten zerfällt in zwei Teile. Ich werfe die Stücke in eine Toilette, doch es ist wie im Krimi, wo etwas Unvorhersehbares die Sache versaut – die Spülung ist defekt.

In einem abgedunkelten Raum hängt eine Pin-Wand mit dem Foto eines jungen Mannes, der sich bei Alexander um eine Fotografen-Assistenz bewirbt. Ich kenne ihn, er war schon einmal hier und ist eine Pfeife, aber er sieht gut aus. Plötzlich beginnt das Foto zu reden und die Lippen bewegen sich. Der junge Mann gestikuliert wie im Film. In meinem Rücken entdecke ich einen Scheinwerfer, der das Foto anstrahlt und damit zum Leben erweckt. Erstaunt zeige ich es Alexander. „Ach“, sagt er, „das ist nichts Besonderes, ein Rostocker Strobosköpchen.“ Jemand weist uns auf eine weitere Sensation hin: In einem Nebenraum, hinter einer Glasscheibe, beginnt ein Haufen undefinierbaren Stoffes zu rascheln und sich zu bewegen – eine Schlange bei der Häutung. Gelb wächsern kommt sie zum Vorschein, kriecht auf uns zu, ich fühle mich sicher, doch da steckt sie den Kopf durch den Maschendraht, der uns jetzt nur noch vom Nachbarraum trennt. Wir weichen zurück, sie gleitet durch's Zimmer, genau in der Mitte, wir können weder nach links noch nach rechts ausweichen, ohne in ihre Reichweite zu geraten, auch über sie hinwegsteigen geht nicht, denn sie richtet sich auf, wandert mit dem oberen Teil ihres Körpers in der Luft herum und starrt uns mit ihren schwarzen Perlen-Augen an. Sie ist unausweichlich. Ihr schlanker Körper bewegt sich in drei Dimensionen – nach vorne, hinten, rechts, links, oben, unten – und kann jede Stelle, an die man auszuweichen versucht, sofort erreichen. Ich spüre meine Chancenlosigkeit, sehe aber noch einen Ausweg: in ein Hinterzimmer flüchten, die Tür hinter uns schließen und die Polizei alarmieren. Doch Gerhard Schröder lässt sich nur darauf ein, ins Hinterzimmer zu gehen. Die Polizei zu alarmieren hält er für hysterisch. Er gibt sich sehr gelassen und schlägt vor, allenfalls für den Notfall ein Gegengift zu besorgen. Allerdings stellt sich heraus, dass er keine Ahnung hat, welches Gegengift angebracht wäre. Noch während er schwadroniert und beruhigt, gleitet die Schlange an der Wand hinauf und über den Rand einer Glasscheibe in unser Zimmer. Dieses Zimmer hat keinen Ausgang.

PHNOM PENH – ERBE DER TYRANNEN

Unser Guide ist so alt wie Alexander. Als er 14 war, sind die Roten Khmer in Phnom Penh eingefallen, und er hat gejubelt. Er und seine Familie dachten, jetzt wird alles besser. Zwei Tage später haben sie begriffen, dass sie in der Falle saßen. Sein Vater war Lehrer. Grund genug für die Soldaten, ihn wegen des Verdachts auf Intellektualität abzuholen, angeblich um ihn zu einer Schulung zu bringen. Er ist nicht mehr zurückgekommen.
In einer Nacht hat unser Guide mit seinem Freund in einem Raum über die Vergangenheit geredet, in der es immerhin genug zu essen gab, und nicht bemerkt, dass sie abgehört wurden. Am nächsten Tag wurde sein Freund verhaftet. Kurz darauf übergab man ihm die blutigen Kleider des toten Freundes und zwang ihn, sie anzuziehen, damit er vor seiner eigenen Liquidierung noch eine Weile als Warnung an die anderen Dorfbewohner herumlaufen sollte. Zwei Tage später haben die Vietnamesen Kambodscha befreit. „Ich verdanke ihnen mein Leben“, sagt er.
Auf dem Weg nach Phnom Penh besichtigen wir einen Höhlentempel. Genau genommen ist es eine riesige Höhle im Berg mit ein paar albernen Buddha-Figuren darin und einem 1300 Jahre alten Backsteintempelchen. In der Höhle ist es kalt und schwarz, die tropfsteinförmigen Wände schießen hoch auf, wir steigen über holprige Stufen in den Schlund des Berges, es ist eine furchterregende Gruft. Vatt, unser Guide, erzählt, dass die Roten Khmer hier ein Konzentrationslager betrieben haben. Offensichtlich waren sie Meister des Schreckens.
Ich erinnere mich an Vatts Geschichte von der blutigen Kleidung seines Freundes, die er tragen musste, und sage ihm das. Da bricht es aus ihm heraus, dass er auch jetzt noch nachts aufschreckt und sich umbringen will, weil der Horror nicht weicht. Wenn die Soldaten die Männer abgeholt haben, wussten die Frauen, dass als Nächstes sie und ihre Kinder dran waren, weshalb sie oft erst die Kinder und dann sich selbst freiwillig umbrachten, um die Ermordung ihrer Kinder nicht zu erleben.
Kurz vor Phnom Penh fragt Vatt, ob wir mit ihm die Killing Fields besuchen wollen. Massengräber, Folterstätten, gestapelte Schädel, nach Geschlecht und Alter sortiert. „Please be quiet“, steht an allen Ecken und Enden. Die Touristen halten sich daran. Nur Vatt wird immer lauter und brüllt uns seine Geschichte entgegen. Niemand nimmt Anstoß.
Bis vor 2 Jahren hat er sich geweigert, als Reiseleiter mit seinen Gästen hierherzukommen. Dann wurde ihm klar, dass er so nicht mehr leben kann und hat damit begonnen, Touristen auch dort mit hinzunehmen. Am Anfang sei er immer in Tränen ausgebrochen, sagt er. Jetzt nicht mehr. Dafür ich. Die Geschichten, die er erzählt, sind grausam. Zum Beispiel seine Cousine. Er erinnert sich an ihre Kinderstimme beim Abschied, als sie abgeholt wurde. Später hat er seine kleine Tochter nach ihr benannt und sich an ihrer Stimme erfreut, als wäre mit ihr die Cousine wieder auferstanden.
Morgen will er uns seine ehemalige Schule zeigen. Sie wurde zum Gefängnis und Folterzentrum umfunktioniert.
Phnom Penh, 2. Tag. Die Stadt ist wunderschön, großzügige Alleen, mediterrane Atmosphäre, auch wenn weit und breit kein Meer in Sicht ist, aber die drei Flüsse, die hier zusammenlaufen, sind riesig. Der Königspalast eine überdimensionierte Puppenstube, von der ich nach einer halben Stunde genug habe. Aber Vatt ist stolz und lässt durchblicken, dass wir uns bitte etwas mehr Zeit nehmen sollen.
Auf dem Gründungshügel der Stadt legen die Menschen den Göttern in Tiergestalt Koteletts ins Maul, als Opfergabe. Ein Pagodenwächter kommt und nimmt sie wieder raus, damit der nächste seine Opfergabe hineinlegen kann. Die Menschen stellen sich demütig auf und lassen sich mit rauchendem Zeitungspapier segnen.
Wir fragen Vatt, ob er auch manchmal im Tempel etwas opfert. Er nicht, sagt er, aber seine Frau. Einmal zum Beispiel sei ihre Tochter sehr krank geworden. Sie hatten aber keine Krankenversicherung – die hat in Kambodscha kaum jemand – und haben ihr Glück trotzdem im Krankenhaus versucht. Ein Arzt hat ihnen großzügig geholfen, ohne Bezahlung, so dass Vatts Frau sich später bedanken wollte. Sie fuhr aber nicht zur Klinik, um dem Arzt zu danken, sondern packte ein gekochtes Hühnchen ein und brachte es in den Tempel.
Zum Mittagessen führt uns Vatt in ein Straßenrestaurant, in dem es scheinbar alles gibt. Wir probieren ein süßes kambodschanisches Fleischgericht, Vatt verputzt mit Genuss eine Pizza.
Dann geht es in Vatts Schule. Er erläutert uns die Foltermethoden der Roten Khmer. Perfide Grausamkeiten, von denen selbst die Nazis nur träumen konnten. Von den 20.000 in der Schule Internierten haben genau sieben überlebt. Die Folterknechte haben jeden Neuankömmling fotografiert. Die Menschen auf den Fotos blicken in die Kamera, ich blicke in ihre Augen und halte es nicht aus. In einem Klassenraum gibt es Fotos von den Toten nach der Folter. Ihre Augen sind geschlossen. Nur einer liegt mit weit aufgerissenen Augen da. Ich spüre intuitiv, dass ich nicht hingucken sollte. Da sagt Vatt: Das war mein Nachbar.

Der Himmel ist so dunkelblau, dass er die Kondensstreifen eines Flugzeugs zu düsteren Wolken verfärbt und die Maschine ins Meer stürzen lässt. Es geschieht schnell und geräuschlos und ist vom Küchenfenster aus zu sehen. Nur das Wissen, dass es eine Katastrophe ist, setzt eine Spur von Gefühl frei. Die Vorbereitungen für ein großes Mittagessen, das meine Pflegeeltern geben, lenken mich ausreichend ab. Sie sind politisch wichtige Rollenträger und schleppen mich mit zu dieser Veranstaltung, von der ich nichts weiß, aber vage ahne, dass sie „wichtig" ist, ein gesellschaftliches Ereignis sozusagen. Vor dem Küchenfenster liegt ruhig das Meer, die Wellen schwappen sanft an den Küchentisch und tragen eine „Tauchtasse" heran: eine tönerne Kugel mit Deckel und praktischem Basthenkel, die von den Absturzopfern wie Flaschenpost als Hilferuf ausgesetzt worden ist. Meine Pflegemutter greift sie zufrieden auf und legt sie auf den Tisch. Das war's. Keine Aufregung, keine Eile, kein Rettungsversuch. Das Gefäß enthält drei Fäden, einen aus einem blaugrün karierten Hemd und zwei kleinere weiße. Sie dienen zur Identifikation der Toten und zur Rekonstruktion des Unfallhergangs. Beim Betrachten mischen sich andere weiße Fäden darunter, sie sind von den Fäden aus der Unglücksmaschine nicht zu unterscheiden, alles gerät durcheinander, so dass plötzlich nicht mehr klar ist, welche Fäden zu den Opfern gehören. Ich habe ein schlechtes Gewissen … wie soll ich die „richtigen" Fäden wiederfinden? Meine Pflegemutter betritt die Küche, ich lasse einfach irgendwelche Fäden in der „Tauchtasse" verschwinden – und siehe da, sie bemerkt den Unterschied nicht. Die Vorbereitungen für das wichtige Ereignis sind inzwischen auf dem Höhepunkt. Alles wird auf große Bleche gelegt und für den Abtransport verpackt. Das Essen findet in einer gigantischen Halle statt, die Wände sind strahlend weiß und hellblau und schießen in den Himmel, der Raum ist so groß, dass er sich schon fast nicht mehr wie ein Innenraum anfühlt. Das gesellschaftliche Ereignis, bei dem meine Pflegeeltern Kontakte knüpfen und Beziehungen pflegen wollen, rückt näher, ohne dass sie mir bis jetzt verraten hätten, wen sie erwarten. Nur dass es wichtige Persönlichkeiten sein müssen, spürt man an der ehrfürchtig gedämpften Stimmung. Das Essen wird bereits aufgetragen, wir nehmen Platz, winzig klein an einem Tisch mitten in der Halle. Ein lautes Motorendröhnen von Reisebussen kündigt das Eintreffen der Gäste an: eine Fußballmannschaft.

Wahlkampfveranstaltung zum Krieg im Irak. Ein Politiker gräbt ein Loch in den Boden, um die Hohlheit der gegnerischen Argumente zu demonstrieren. Ein anderer hat sein Aquarium mitgebracht. Für die Fotografen steckt er seinen Kopf ins Wasser, damit er von Goldfischen umschwärmt ist.

Freitagabend in New York. Ich esse in einem tristen Restaurant mit ungewöhnlich großer Terrasse auf einem riesigen, menschenleeren Platz. Es herrscht Öde, kaum Menschen, keine Sonne, lähmende Stille. Deshalb nehme ich den Bus in einen anderen Stadtteil, wo vielleicht mehr los ist. Beim Einsteigen registriere ich erleichtert, dass der Fahrer nicht in einem hermetisch abgeschlossenen Häuschen sitzt, sondern zugänglich ist, so dass ich bei ihm eine Fahrkarte kaufen kann. Doch er lacht mich aus wie einen dummen Provinzhasen: Bei mir kriegen Sie keine Karte! Er verweist mich auf einen Haufen zerzupften Zeitungspapiers auf dem Gang. Davon soll ich mir eine Karte nehmen. Die Papierschnipsel wirken nicht, als hätten sie die Bezeichnung „Karte" verdient – ich vermute einen Künstlerscherz. Doch ein Kontrolleur sieht mit würdevoller Miene auf das Stück Papier in meiner Hand und akzeptiert es als Fahrkarte. Außerdem moniert er meinen quietschgelben Regenschirm, der im Gang herumsteht und scheinbar keinem gehört. Die Dame hinter mir reißt ihn sich unter den Nagel, ich protestiere nicht, weil ich ihn für die Dauer des Abends gern los würde: Es sähe ziemlich uncool aus, mit kanarienvogelgelbem Regenschirm in eine Bar zu gehen. So kann ich wenigstens beide Hände in die Manteltaschen stecken, wenn ich an der Theke lehne.

LUST AM PATHOS: HOCHZEIT

Zum Geldverdienen werde ich demnächst Paare trauen, die nicht kirchlich heiraten können oder wollen – freie Trauung nennt man das. Ich werde den Ersatz-Pfarrer spielen. Aber wie?
Getarnt als Assistentin des Hochzeits-Fotografen spioniere ich bei einer freien Trauung. Was für ein Theater! Die Braut gehüllt in eine weiße Wolke, die sich beim Fotografieren als Drahtgestell mit Plastikstoff entpuppt.
Getraut werden die beiden von einem … wie nennt man das, Trauer? Zirkusdirektor wäre passend. Ihm unterwirft sich das Brautpaar und vergisst, dass es erwachsen ist. Wie die Kinder verkleiden sie sich, verstecken sich in einem zugigen Winkel, um dann – Überraschung! – zur Musik einzumarschieren, sie schielen vor Glück und hängen an den Lippen dieses gemieteten Gurus, als wäre er gekommen, sie aus dem irdischen Jammertal in eine himmlische Zukunft zu führen. Er beschwört ihre Liebe, erzählt von der Fähigkeit des Bräutigams, seiner Braut abends, wenn sie heimkommt, an den Augen abzulesen, welches Getränk sie jetzt braucht (Der Fotograf flüstert: „Vielleicht ist sie Alkoholikerin“) und behauptet in jedem zweiten Satz, sie seien was ganz Besonderes. Das Paar schmilzt dahin und würde ihm vermutlich auch die Füße küssen, wenn das Ritual das vorsähe. Diesen Hokuspokus werde ich also demnächst selbst vollführen.

GENERALPROBE

Generalprobe mit zwei Freunden, die als Brautpaar fungieren. Als Trauringe liegen zwei Gummibänder auf einem Teller, meine Uhu-Flasche dient als Mikrofon, nur mein Outfit ist schon echt und kneift. Ich beginne meine Rede und fliege sofort aus der Spur. Ich kann reden, wenn mich 300 Leute aus sicherer Entfernung ansehen, aber nicht, wenn mir zwei Menschen gegenüberstehen und mit weit aufgerissenen Augen an meinen Lippen hängen. Also vergrößere ich den Abstand zwischen uns. Neuer Anlauf mit wackeliger Stimme. Mein Testpaar lobt und tröstet und beschwört den Aberglauben, dass eine verunglückte Generalprobe ein gutes Omen sei.

TRAUUNG NR. 1

Der „Altar“: ein Sockel, auf dem ich die Ringe und mein Rede-Manuskript platziere. Außerdem zwei Gläser und eine Flasche Wein, Marke Trittenheimer Altärchen. Die ist aus dem Weinberg, den das Brautpaar sein eigen nennt. Während die Gäste vor der Trauung wartend herumstehen, versuche ich, sie davon abzuhalten, ihren Müll auf meinem Altärchen abzulegen, sich anzulehnen oder irgendetwas umzuwerfen. Es ist wie bei Ausstellungseröffnungen: Man denkt sich etwas Nettes aus, und die Leute benutzen es als Bierglasdepot. Nach meinen ersten unsinnigen Verteidigungsversuchen räume ich das Altärchen ab und kurz vor Beginn der Zeremonie alles wieder hin.

Der Bräutigam steht mit mir am Altar, die Braut schwebt über eine Treppe zu uns herab. Eine ganz normale Bartreppe, reichlich eng, eins von den Modellen, auf denen es, wenn man einmal stolpert, kein Halten mehr gibt, aber sie schwebt, das heißt sie geht betont langsam, wie eine Märchentante, die Kindern vormacht, wie sich der Dieb von hinten anschleicht. Und der Bräutigam flüstert mir ins Ohr: „Sie wird weinen.“ Tut sie aber nicht. Nur ich. Das heißt, nur mein linkes Auge. Das rechte bleibt trocken. Ob ich schizophren bin?
Die Rede geht gut, der DJ spielt, wann er will, also viel zu früh, dann singt er sich die Kehle aus dem Leib und schluchzt, als wäre die Braut seine Verflossene, dann bin wieder ich dran, es wird geweint und gelacht, ich komme mir vor wie Thomas Gottschalk oder Rudi Carrell und versuche, das Pathos mit Scherzen aufzulockern, die nicht nur mich vor dem Wasser retten müssen.
Beim Ringtausch können sie sich nicht einigen, welche Hand die richtige ist, beim Kuss stehe ich dem Fotografen im Weg, dann überreiche ich den beiden noch ein kleines Präsent und vergesse, ihnen zu gratulieren, so dass sie etwas verloren herumstehen, bis der Bräutigam zu seinem Trauzeugen sagt, komm, gratulier mir mal, und die andern Gäste sich anschließen. Die Schlange der Gratulanten ist lang, ich versuche, mich daran vorbeizudrücken und ernte auf dem Weg zum Klo Komplimente. Zum Schluss noch eine Umarmung von der Braut, und plötzlich stehe ich wieder auf der Straße, komme mir seltsam vor in meinem dunklen Anzug und fahre nach Hause, schäle mich aus meinem Habit, gehe zu Aldi und empfinde in der Kassen-Schlange die Hochzeit wie eine Geisterbahnfahrt mit lauter netten Geistern.

VORGESPRÄCH

Ein Senegalese mit seiner Braut und einer kleinen Tochter. Ein schwarzer Macho wie im Bilderbuch. Sie, eine blonde, blauäugige Zahnärztin, ist mit der Bändigung des zappelnden Kindes beschäftigt und hört zu. Er redet ohne Unterbrechung von dem „Thema“ ihrer Hochzeit, das ich zu behandeln hätte – „it’s all about difference, you know, cultural differences, religious differences, sexual differences, this is our theme.“ Nach einer Viertelstunde Monolog unterbreche ich ihn, was er offensichtlich ungehörig findet, und frage seine Braut, ob sie das auch so sieht. Sie verdreht die Augen und sagt, das höre sie zum ersten Mal. Dann redet er weiter. „Difference is the thing you have to talk about in your speech, cultural differences …“
„What about personal differences?“
„No“, sagt er knapp. Ich spüre seine Irritation. Und er vermutlich meine.
Die beiden sind nicht wiedergekommen.

DESIGNER-TRAUUNG

In den Wochen und Tagen vor der Hochzeit ruft die Braut mich immer wieder an und beschreibt mir den Zustand ihrer Nerven: katastrophal, zutiefst

beunruhigt, völlig überfordert, was für ein Stress, sie kann nicht schlafen … man könnte meinen, wir planen nicht ihre Hochzeit, sondern den Weltuntergang.
Ich fahre extra früh zum Ort des Grauens. Ein wunderschöner, alter Park, üppige Blütenpracht, riesige Zedern, eine lange Kastanienallee vor den Stufen, auf denen die Zeremonie stattfinden soll. Davor sind die Stühle für das Brautpaar und Bierbänke für die Gäste aufgestellt, alles mit den berühmten weißen „Hussen“ überzogen. Verkleidete Möbel.
Der Bräutigam ist schon da, ganz in Weiß, er kommt mir mit einer roten Kehrschaufel in der Hand entgegen. Damit hat er die Stufen noch einmal gesäubert. Die Braut ist noch beim Friseur. Dafür ist der Caterer schon da, der die herzförmigen Luftballons aufblasen soll. Es klappt nicht. Aus der Helium-Flasche kommt kein Mucks. Gemeinsam mit dem schwitzenden Bräutigam versucht er, ihr Helium zu entlocken. Sie entfernen das Ventil, drehen am Hahn – ein grelles Zischen, die beiden springen zur Seite, aber immerhin, die Flasche ist nicht leer. Sie werkeln weiter, am Ende lassen sich die Ballons tatsächlich aufblasen, aber nur, um sofort zu platzen. Also weniger Helium rein, dann platzen sie nicht mehr, dafür sehen die Herzen wie kranke Organe aus.
Die Braut trifft ein. Wie ihr zukünftiger Mann ist sie Designerin und ehrgeizig. Alles muss durchgestylt sein und den extravaganten Geschmack des Brautpaars verkünden. Vor allem das Kleid, das sie selbst entworfen hat. Ein grün schillernder Stoff mit baumelnden Bändern, die über den kniekurzen Rock hinaushängen und die Abwesenheit eines langen Kleides ironisch beschwören. Um die Schultern liegt ein Haufen weißer Tüll, der vermutlich die Idee des Schleiers durch den Kakao ziehen soll. Jedenfalls fällt mir beim Anblick des Outfits unser erstes Gespräch ein, in dem sie beteuert hat, wie sie den sogenannten Cinderella-Komplex verachtet. Ihre weißen Beine stecken in hochhackigen grünen Riemchenschuhen, deren Stöckel sich beim Gang über den Rasen in die feuchte Erde bohren. Die Braut ist genervt. Sie fällt mir seufzend um den Hals und beklagt sich über den Stress. Ich streichle ihren nackten Rücken und beruhige sie. Ein Knall, ein Ballon ist geplatzt. Wenigstens der Bräutigam lacht. Der Caterer kämpft mit dem Helium und bindet nach und nach unförmige Herzen mit weißen Schnüren an einen Haken. Die Bänder verheddern sich sofort.
Ankunft der ersten Gäste am anderen Ende des Parks. Ich pflanze mich an der vereinbarten Stelle auf wie ein Portier, um sie in Empfang zu nehmen. Eine junge Frau in Türkis wallt an der Seite ihres grau gekleideten Begleiters auf mich zu, würdevoll in schönem Gang, mit einer Hand hält sie graziös ihren riesigen weißen Hut auf dem Kopf – dabe weht gar kein Wind. „Ein wunderschönes Bild!“ sage ich, sie strahlt.
Bis alle Gäste da sind, vergeht eine halbe Stunde, aber es sieht sehr feierlich aus, wie sie die Allee herunter auf mich zulaufen. Als alle versammelt sind, gehe ich zum hinter Büschen verborgenen Brautpaar und gebe den

Startschuss. Die Braut braucht erst noch einen Schluck zur Beruhigung, die Blumenkinder klammern sich ängstlich an die Hand ihrer Mutter, die beiden Geigerinnen, die auf wackligen Stühlen an einem abschüssigen Hang neben der Treppe sitzen, beginnen zu spielen, das Brautpaar postiert sich auf den Stufen, ich reiche ihnen wie vereinbart ein Feuerzeug, sie zünden ihre beiden Kerzen an und begrüßen die Gäste. Dann fiedeln die beiden Frauen am Hang, es klingt nach miau. Der Hund des Brautpaars heult jämmerlich.
Jetzt bin ich dran, ich erzähle von den historischen Anfängen der Institution Ehe und dass sie vor zweihundert Jahren aus allen möglichen Gründen, bloß nicht aus Liebe, hätten heiraten können, reichere das Ganze mit Scherzen an, die Hochzeitsgesellschaft lacht, dann ein Picasso-Zitat zum „heiligen Abenteuer“, das ich eigenmächtig auf die Liebe beziehe (Picasso würde sich im Grab umdrehen), dann fiedeln wieder die Geigen.
Zweiter Teil meiner Rede, jetzt höre ich Schluchzer im Publikum, am Ende aber wieder Gelächter, ich habe sogar die weinende Braut zum Lachen gebracht.
Dann geben sich die beiden ihr Eheversprechen – im Beisein des Hundes, den man nach vorne geholt hat, weil das Gejaule hinten nicht mehr auszuhalten war. So hält der Bräutigam in der Linken die Hand seiner Braut und in der Rechten die Leine des Hundes – grün, auf das Brautkleid abgestimmt. Die Braut schluchzt und lacht, ich kann nicht immer unterscheiden, was es ist, dabei streichelt sie ihren Mann unaufhörlich, fast wild. Die Gäste schluchzen auch.
Danach die Geigen, dann das Kerzenritual: Mit den beiden kleinen Kerzen zünden sie eine große Kerze an, die das Licht ihrer Liebe sein soll. Es ist windig, wir haben Mühe, die Flamme zu entzünden, es klappt, ich versuche sie vorsichtig in ein großes Windlicht zu stellen und sage unvorsichtigerweise etwas wie „wenn sie nicht ausgeht“ … Die Flamme erlischt.
Dann verlesen die beiden Trauzeuginnen – Freundinnen der Braut, vom Bräutigam ließ sich niemand auftreiben – die Wünsche der Gäste für das Paar (die Brauteltern haben ihre leider im Hotel vergessen), die anschließend an den Bändern der Luftballons befestigt werden sollen. Unterdessen Fiedeln. Der Caterer, dem die Aufgabe zufällt, weiß nichts davon, ich springe ein, hole mir mit einem Wink die Trauzeuginnen und fange an, zu tackern. Als die Geigen aufhören, weil sie nichts mehr auf dem Programm haben, sind gerade mal die Hälfte der Luftballons fertig. Ich fuchtele mit den Armen Richtung Geigen und animiere sie, das Ganze noch mal von vorne zu spielen. Diesmal sind wir zeitgleich mit der Musik fertig. Jetzt erheben sich auf meine Bitte hin die Gäste und bilden ein Spalier für das Brautpaar, das mit den unförmigen Herzen und den Wünschen an Bändern hindurchläuft, um am Ende die Ballons in den Himmel steigen zu lassen. Als aus dem Knäuel der verhedderten Schnüre der erste Ballon befreit ist, sackt er müde zu Boden. Der zweite auch. Die Herzen fliegen nicht. Gelächter, Applaus, die ersten Gratulanten umarmen das Paar,

der Sekt wird ausgeteilt, ein netter Herr, der sich ein wenig unwohl zu fühlen scheint und am Rand steht, macht mir ein Kompliment, ich warte noch eine Anstandsviertelstunde, dann verabschiede ich mich zuerst vom Bräutigam, dann von der Braut. Sie sinkt um meinen Hals, diesmal erschöpft, als hätte sie eine Schlacht gewonnen.

PILOT UND STEWARDESS

Bei der Ankunft auf dem Gut, auf dem die Hochzeit stattfinden soll, freue ich mich wie ein Rumpelstilzchen, dass ich mein jahrelang dreckiges Auto vorige Woche zum 1. Mal auf Hochglanz poliert habe. Es stehen schon Gäste herum, und ich brauche mich nicht zu genieren – auch wenn meine 20 Jahre alte Nuckelpinne nicht einmal im polierten Zustand mit den parkenden Karossen konkurrieren kann. Als ich an den Gästen vorbeigehe und freundlich grüße, sehen sie mich konsterniert an und grüßen kaum zurück. Vermutlich halten sie mich für die Küchenhilfe des Hauses, die sich kein besseres Auto leisten kann. Letzteres stimmt ja auch.

Das Gut liegt versteckt im Grünen und gehört zu einem Reiterhof. Es stinkt nach Pferd. Der Raum, in dem die Trauung stattfinden soll, wirkt nicht gerade freundlich, vermutlich ein ehemaliger Pferdestall. Drinnen sitzen Verwandte des Brautpaars und proben bei verschlossenen Türen die Musik für den Einzug: Fünf Blechbläser inklusive Tuba machen einen Höllenlärm, und ich kann mir schon vorstellen, wie das gleich auf's Gemüt schlagen wird, wenn das Brautpaar zu solch bombastischen Klängen einzieht.

Geraldine, die hochschwangere Trauzeugin, kommt mir strahlend entgegen. Wir kennen uns vom Telefon, aber sie kann sich schon denken, dass eine Frau mit dunklem Jackett und Aktentasche „der Pfarrer" sein muss und begrüßt mich erleichtert – endlich kann sie ihre organisatorischen Fragen loswerden. Wir besprechen den Ablaufplan. Der Gitarrist taucht auf, ich erkläre ihm, wann er „dran" ist, lasse den kitschigen Kerzenleuchter, den das Haus zur Verfügung gestellt hat, hinter einem Schrank verschwinden und stelle eine einfache Kerze auf den Tisch. Wo ist der Myrrhenkranz, der um die Kerze gehört? Der Bräutigam hätte ihn der Trauzeugin aushändigen sollen, hat das aber in seiner Aufregung vergessen. Sie geht den Kranz holen, er passt nicht. Ich stelle die Kerze drauf, sie wackelt. Die Organisations-Chefin des Hauses stürmt herein und schimpft, dass wir nichts auf die antiken Möbel stellen dürfen. Wir schieben antike Möbel weg und „normale" Möbel her, organisieren einen Hocker, auf dem der Gitarrist auch wirklich sitzen darf, unterdessen trötet die Musik in ohrenbetäubender Lautstärke, wir brüllen uns an, drapieren die Ringe auf dem Ringkissen, zurren die Fäden fest, damit nichts runterfällt, Gäste wuseln umher und wissen nicht, wohin mit ihren Geschenken, der Trauzeuge bringt eine Holzkiste mit zwei Flaschen Wein, in die die Wunschzettel der Gäste eingenagelt werden sollen. Auf diesen Augenblick hat sich

der Bräutigam schon während der Vorbereitungszeit gefreut, er will richtig zuschlagen. Der Wein ist aber so empfindlich, dass die Kiste unter gar keinen Umständen auch nur für eine halbe Stunde in der Sonne stehen darf, so dass sie auf einem Biedermeier-Tischchen landet, von dem sie sogleich wieder vertrieben wird, weil die Organisations-Chefin das Delikt erspäht. Die Kiste kommt auf den Boden. Geraldine hat zwischenzeitlich das Brautpaar, das sich irgendwo auf dem Gut versteckt hält, aufgesucht und mahnt zur Eile. Also Tempo. Wo ist mein Mikrofon? Der Haustechniker wird gerufen, das Mikro eingestellt, die herumfliegenden Papiere und Schleifen verschwinden in leeren Geschenktüten, fertig. Am andern Ende des Raums lauert Geraldine auf mein Zeichen. Ich signalisiere ihr, dass es losgehen kann. Wir warten. Nichts. Die Gäste drehen sich einer nach dem andern um – wo ist das Brautpaar? Nesteln, husten, flüstern. Endlich: die Musik setzt ein, dröhnende Tröten begleiten das Paar nach vorn. Die Trauzeugen gehen, wenig würdevoll, viel zu schnell vorweg und sind schon längst bei mir gelandet, als das Brautpaar erst den halben Weg geschafft hat, so dass sie etwas unsicher neben mir stehen und sich sichtlich deplatziert fühlen.

Das Brautpaar lässt sich auf seinen Stühlen nieder, rechts und links die Trauzeugen, die Bläser dröhnen weiter, schwer und getragen wie zu einer Beerdigung. Applaus. Ich begrüße die Gäste und das Paar, das mich ansieht, als erwarteten sie meinen Segen. Ich gebe mir Mühe, meine Bewegung zu verbergen, was mir schlecht gelingt, und lege los: „Stellen Sie sich vor, wir hätten das Jahr 1710, und Sie beide würden heiraten. Dann hätten Sie Ihren Mann heute zum ersten Mal gesehen, und ausgesucht hätten Sie ihn sich auch nicht. Und der Mann hätte zahlen müssen. Vielleicht hätten auch politische Aspekte eine Rolle gespielt. Es sind ja mit Hochzeiten Allianzen geschmiedet worden – und manchmal auch Kriege dabei herausgekommen. Alle möglichen Aspekte hätten dabei eine Rolle gespielt, aber einer ganz bestimmt nicht: die Liebe. Die Rechte, die Sie beide wahrnehmen, bestehen zeitgeschichtlich betrachtet erst einen Augenaufschlag lang. Bedenken Sie, in was für einer glücklichen Situation wir uns hier alle befinden." Die Braut weint. Ich auch. Aber das merkt hoffentlich keiner. Ich gehe auf das Abenteuer der Liebe ein, beleuchte die Berg- und Talfahrt, die die beiden mit ihrer Beziehung hinter sich haben, und merke, wie die Erschütterung auf allen Seiten wächst. Um der Braut eine kleine Verschnaufpause zu geben, zitiere ich aus einem Comic über zwei Schweine, von dem mir das Brautpaar immer wieder erzählt hat: „Eins davon ist wie im Rausch." Und ich ergänze: „... und das sitzt jetzt neben Ihnen." Kurze Erleichterung. Dann geht die Reise durch die Geschichte der beiden weiter. Eindrucksvoll haben sie mir in der Vorbereitungszeit geschildert, wie bewegt und tragisch die Jugend der Braut war und wie schwer sie sich getan hat, sich einem Mann zu öffnen. Mit jedem Satz, den ich jetzt sage, scheine ich an diese Geschichte zu rühren. Die Braut weint und lacht, der Bräutigam strahlt,

beide hängen an meinen Lippen, als hätten sie Angst, dass ich aufhöre, und mir wird schwindelig – Achterbahnfahrt zu dritt.
Ende der Rede, jetzt werden die Wunschzettel eingesammelt, und der Bräutigam darf endlich hämmern. Wir stopfen die Wunschzettel in die viel zu enge Kiste mit dem empfindlichen Wein, dabei hocken der Bräutigam und ich auf dem Boden, weil ja die empfindlichen Tischchen nicht benutzt werden dürfen. Es ist heiß, die Türen nach draußen können nicht geöffnet werden – wegen Gestank und wiehernden Pferden. Wir stöhnen und schwitzen, dann ist die Kiste zu und der Bräutigam schlägt quietschvergnügt die Nägel in die Kiste. Die Braut guckt zu.
Dann entzündet das Brautpaar die Kerze. Sie brennt – und geht gleich wieder aus. Der Bräutigam fragt mich: „Ist das schon mal bei Ihnen vorgekommen?“ Gelächter, neuer Versuch, die Kerze brennt und hält.
Ich überreiche dem Paar das Mikrofon, damit sie ihr Eheversprechen vortragen können. Das Publikum erhebt sich. Der Bräutigam fängt an. Dann bittet er die Braut, seinen Ring zu tragen. Signal für mich, ihm das Ringkissen hinzuhalten. Der erste Versuch, den Ring ganz locker aus dem Bändchen zu lösen, scheitert. Er legt das Mikrofon weg und versucht es noch einmal. Nichts. Der Ring geht nicht ab. Geraldine kommt zu Hilfe, zieht am Bändchen, nichts. Dann schreite ich auch noch ein, es klappt nicht, der Bräutigam kichert: „Das passt zu uns.“ Während wir alle drei an den Bändern ziehen und die Braut geduldig auf ihren Ring wartet, nehme ich mir vor, zur nächsten Trauung nicht nur Taschentücher, sondern auch noch eine Schere mitzunehmen. Schließlich ist der Ring vom Kissen befreit und wandert auf den Finger der Braut, aber nur ein Stück – er passt nicht, in der Aufregung sind die Finger angeschwollen. Das Gelächter ist angenehm – und eine kleine Verschnaufpause, bevor die Braut, mit halb sitzendem Ring, das Mikrofon nimmt. Vorsorglich schnappt sie sich noch ein Taschentuch von dem Stapel, den ich auf meinem Tisch aufgebaut habe, und sie braucht es auch gleich. Mit fester Stimme wechselt sie zwischen Lachen und Weinen, was eigentlich gar nicht geht, aber sie ist in jeder Hinsicht bemerkenswert. Sie kämpft sich durch ihren Text, rührt alle zu Tränen, macht Pausen, fängt sich und sagt schließlich sogar noch etwas auf holländisch, was sogar den – holländischen – Bräutigam an den Rand der Tränen bringt. Ich nutze die Zeit, um den zweiten Ring vom Ringkissen zu lösen, reiche ihn ihr, der Ring passt, das Paar küsst sich – Schweigen. Eigentlich sollte jetzt die Musik einsetzen, aber die stehenden Gäste haben den Musikern den Blick auf mich verstellt, so dass sie mein Zeichen nicht sehen und ihren Einsatz verpassen. Der Bräutigam fragt: „Und jetzt?“ Ich rufe: „Musik!“ und setze eigenhändig den Applaus in Gang, die Gäste folgen, die Bläser blasen. Ende der Zeremonie. Ich nehme mein Köfferchen und verschwinde.
Im Auto ziehe ich meine Arbeitskluft aus, steige in Laufschuhe und T-Shirt, fahre in die nahegelegenen Felder und laufe durch die Abendsonne.

SELBSTMORD

In den Tagen vor der Hochzeit meines 7. Brautpaars bin ich nervös. In albtraumhaften Tagträumen komme ich zu spät, verwechsle die Namen des Brautpaars, vergesse ihre Geschichte, verliere mein Manuskript, das Auto springt nicht an und das Navi fällt aus.
Für den Entwurf der Rede brauche ich diesmal vier Stunden, und auch dann ist es nach meinem Gefühl nur ein wackeliges Gerüst. Am Tag der Hochzeit kontrolliere ich meine Utensilien fünfmal, bevor ich losfahre, um sicher zu sein, dass nichts fehlt. Ein paar Stunden vor Abfahrt teste ich mein Auto, ob es auch anspringt.
Auf dem Hinweg nach Schwerte übernimmt das Navi meine Nervosität und führt mich von der Autobahn ab, mitten in einen Kreisverkehr, bei dem ich die 3. Ausfahrt nehmen soll. Diese Ausfahrt ist identisch mit der Einfahrt, ich fahre im Kreis. Ich kehre zurück auf die Autobahn, wo das Navi sich beruhigt und mich von jetzt ab sicher ans Ziel führt.
Die Hochzeitslocation liegt an der Ruhr, die Organisatoren bauen gerade das Zelt auf, unter dem die Gäste vor der Sonne Schutz finden sollen – 30 Grad im Schatten – und das Brautpaar nur zur Hälfte im Schatten sitzt. Mein Rednerpult steht in der prallen Sonne. Für Umbauten ist es zu spät. Ich verziehe mich ins Auto, kurbele beide Scheiben herunter und übe meine Rede. Obwohl das Brautpaar mir ziemlich gleichgültig ist, fange ich an einer Stelle an zu heulen, weshalb ich sie ca. fünfzehnmal übe, bevor ich sie ruhig hersagen kann. Das Handy klingelt, der Bräutigam wartet. Er ist nervös und gereizt, lässt sich kaum zu einem Lächeln hinreißen, nichtmal durch ein Kompliment für sein Aussehen, dann lockt er mich in sein Zimmer, also das Brautgemach, in dem sie nächtigen werden, und deshalb hat es die Nummer sechs. Drinnen sieht es keineswegs nach Sex aus, eher duster und gruselig, wenn ich da meine Hochzeitsnacht verbringen müsste, würde ich einen Weinkrampf kriegen. Der Bräutigam denkt jetzt ohnehin nur an seine Schwitzflecken unter dem Arm. Ich suche mit ihm den Föhn, wir stellen ihn auf kalt, er föhnt sich die Flecken weg, seine Laune bessert sich. Dann soll ich seine Blume ins Knopfloch befördern, aber da ist keins. Wir suchen eine Nadel und stecken sie notdürftig an. Überhaupt scheint ihm das ganze Theater auf die Nerven zu gehen, vor allem bei der Hitze.
Ein paar Zimmer weiter ist die Braut versteckt, die er nicht sehen darf, was ihn auch ziemlich zu nerven scheint – „sie hat ganz schön viel Theater um ihr Kleid gemacht“ – ich klopfe, öffne die Tür, das Zimmer ist noch düsterer, drinnen hocken die Braut und ihre Eltern. Die Braut sieht aus wie eine Mumie. Wir verabreden das Zeichen für den Einzug. Zurück zum Bräutigam, ich schnappe mir die Brautkerze, die in einem silbernen Windlicht steckt. Ich trage es am Ring nach draußen und sehe damit vermutlich aus wie ein Nachtwächter.

Musik, Einzug der Braut. Ich schwitze und lege los. Die Braut strahlt, der Bräutigam schwitzt und stöhnt, von hinten tröstet ihn der Brautvater, ich verlese mein Picasso-Zitat – Pause, Musik. Wo ist das Ringkissen? Ich gehe zum Bräutigam und flüstere: Wo ist das Ringkissen? Beim Neffen in der 1. Reihe! Fortsetzung der Rede, Tränen bei den Gästen, zwischendurch fliegt ein kreischender Entenschwarm durch die Szene, Gelächter. Am Ende meiner Rede bitte ich das Brautpaar, die Kerze zu entzünden und in ihren Nachtwächter-Käfig zu befördern, Musik. Dann die entscheidende Frage. Die Gäste erheben sich, das Brautpaar antwortet auf meine Traufragen und gibt sich gegenseitig ein Eheversprechen – unterdessen gehe ich zum kleinen Neffen in der 1. Reihe und hole ihn nach vorne. Zögerlich folgt er mir, dann hält er dem Paar stolz, aber mit gehörigem Abstand und ausgestreckten Armen, das Kissen hin. Ringtausch – Kuss – Applaus – Musik. Das Brautpaar zieht auf meine – etwas derbe – Aufforderung aus. Ich scheuche die Gäste hinterher.

Während ich auf das Ende der Gratulationskur und meine Chance, mich zu verabschieden, warte, kommt der Brautvater auf mich zu und macht mir Komplimente über die Rede. Ich mache ihm meinerseits ein paar Komplimente über seine Tochter, darauf er: „Die Ehe hält nicht lang!“ Dann erzählt er noch wie beiläufig vom Bruder der Braut. Er hat sich vor Kurzem umgebracht.

TRAUUNG IM MATSCH

Das Auffallendste an diesem Paar ist die gut sitzende Frisur des Bräutigams. Die Braut hat sie schon in der Vorbereitungszeit ironisch aufs Korn genommen. Bei meiner Ankunft im Schloss treffe ich auf einen völlig gelassenen und souveränen Bräutigam, edel gekleidet, und da er sehr groß ist, wirkt sein Blick ein bisschen von oben herab. Die Trauung findet draußen statt, vor einer Ruinen-Kulisse mit leerem Spitzbogenfenster, um das eine weiße Banderole gelegt ist. An Büschen und Geländern baumeln weiße Schleifchen, der Brautvater bläst weiße Luftballons auf. Der Boden ist vom Regen aufgeweicht und matschig. Vor dem Spitzbogenfenster ein Tisch mit Kerzen und weißem Gesteck, zwei weiße Stühle für das Brautpaar und Bierbänke für die Gäste, weiß überzogen. Auch der „rote Teppich“ ist weiß.

Wo ist das Mikrofon? Drinnen im Schloss werkelt der DJ an seiner Anlage herum und sagt: „Hier ist eins, aber es funktioniert noch nicht.“ Auf meinen irritierten Blick reagiert er entnervt: „Es sind doch noch zwanzig Minuten bis zur Trauung!“ Mich wundert, dass er die Anlage drinnen im Schloss hat, während die Trauung draußen, etwa 70 Meter entfernt, stattfinden soll. Der DJ verschwindet unter seinen Geräten und taucht nach einiger Zeit mit hochrotem Kopf wieder auf, ich verziehe mich.

Die Sängerin erscheint. Sie soll zur Playback-Musik singen, die der DJ punktgenau einspielen wird. Wir gehen an unseren „Auftrittsort“ und wundern uns

über die Ruhe des DJs. Endlich kommt das Mikrofon. Es funktioniert nicht. Die Sängerin geht ins Schloss, der DJ tauscht das Mikro aus.

Die Gäste lassen sich nieder, der Bräutigam wartet an seinem Platz auf die Braut, die mit einem Auto in den Schlosshof einfahren soll. Sie kommt nicht. „Das soll es schon gegeben haben, dass die Braut nicht kommt“, sagt ein steinalter Herr, der zuvor mit zwei Leuten die Treppe hinauf getragen werden musste. Dann wundert er sich über das Ambiente – keine Kirche – und fragt seinen Nachbarn: „Ist sie denn nicht katholisch?“

Ich richte mich darauf ein, dass er meine Rede torpedieren könnte, wenn er merkt, dass ich keine Pfarrerin bin. Aber er ist Gott sei Dank schwerhörig.

Hupen, die Braut kommt. Die Musik setzt ein – es ist die Falsche. Die Sängerin sieht mich entsetzt an, das ist nichts, wozu sie singen kann, es ist die Melodie zum Auszug. Ich renne ins Schloss, unterwegs begegnet mir die Braut, die langsam und getragen am Arm ihres Vaters zum Trauplatz zieht und mich verständnislos ansieht. Der DJ schwört, dass er keine andere Musik zum Einzug hat. Ich renne zurück, flüstere der Sängerin zu, was los ist, die Braut ist eingetroffen und merkt, dass etwas nicht stimmt, wir warten, bis die Musik zu Ende ist, dann soll die Sängerin a cappella ihren Anfangs-Song singen. Sie nimmt das Mikro – tot, kein Mucks. Ich flüstere ihr zu, dass sie einfach so singen soll – im Freien! – sie weigert sich, kurzes Gerangel, dann willigt sie ein und hebt die Stimme. Dünn, aber rührend.

Meine Rede beginne ich mit dem Hinweis darauf, dass wir halt improvisieren müssen – auch ich habe natürlich jetzt kein Mikro – und brülle, so gut ich kann. Es fühlt sich aber gar nicht so schlecht an, weil ich so die ganze Power in die Stimme fließen lassen kann und weniger Rührung bei mir aufkommt. In der Zwischenzeit verhandelt die Sängerin im Schloss mit dem DJ, welches Stück als Nächstes kommt und taucht mit einem funktionierenden Mikro wieder auf. Zwischenmusik, alles klappt. Kerzenritual, Ehegelübde, Traufragen, Ringtausch, Kuss – jetzt sollte die Musik zum Auszug einsetzen. Stille. Ich erkläre dem ratlosen Paar, dass sie jetzt halt ohne Musik ausziehen müssen, die Braut reagiert souverän und ist sichtlich erleichtert, dass sie die Zeremonie halbwegs trocken überstanden hat: „Vielleicht sollten wir mal die Musik bestellen“ – dabei rudert sie mit den Armen und in Richtung Schloss: „Musik!“ Der DJ ist bekifft und deshalb eingeschlafen. Der Vater des Bräutigams rettet die Situation, indem er von seinem Sitz aufspringt und mit dem Gratulieren anfängt. Seine Frau macht es nach, dann der Brautvater, die Geschwister – der DJ wacht auf, es gibt Musik, das Paar kann ausziehen. Blumenkinder laufen durch den Matsch und streuen Rosenblätter. Der weiße Teppich ist jetzt schwarzgrau gemustert.

Am Rande der Gratulationskur höre ich, wie die Mutter des Bräutigams zur Braut sagt: „Jetzt gehörst du dazu.“

Nach der Trauung noch ein Vorgespräch mit einem andern Paar – zwei ganz Blasse, Liebe, Wortkarge … aber eins ist allen Paaren gleich: Es soll etwas Feierliches, Großartiges, Eindrucksvolles, Gefühlvolles, vielleicht sogar Transzendentales und ganz Individuelles sein , jedenfalls nichts Sachliches. Das große Gefühl, aber keine Kirche, feierlich und mit Tiefgang, aber nicht religiös … für diese Gratwanderung werde ich bezahlt. Und das Seltsame ist: das kriege ich hin. Beschwörungsriten wie in der Kunstszene – vielleicht fällt es mir deshalb so leicht.

MASKIERTE BRAUT

Die erste Hochzeit, bei der ich die Braut nicht auf Anhieb erkenne, weil sie so aufgebrezelt und zugeschminkt ist.
Die Braut strahlt mich an und kommt freudig auf mich zu. Ich traue mich nicht, sie anzufassen, es sieht alles so künstlich aus, dass ich Angst habe, es könnte etwas herunterfallen oder abfärben. Stattdessen bleibe ich einen halben Meter vor ihr stehen wie ein scheuendes Pferd und mache ihr Komplimente über ihr Aussehen. Das lange weiße Kleid ist mit Glitzersteinchen besetzt und war vermutlich sündhaft teuer. Ihre Haare sind pechschwarz gefärbt.
Die Zeremonie soll an einem ziemlich zugigen Ort stattfinden, einer Art Möbellager aus Beton mit einem Wellblechdach, düster, runtergekommen, eiskalt. Die Gäste werden mit Bier und Sekt verköstigt und mustern mich von Weitem.
Ich schiebe meinen Tisch zurecht, bitte den Chef, die Stuhlreihen weiter nach hinten zu versetzen, damit ich den Leuten nicht allzu nahe rücke, der Chef des Hauses – fettige Haare, aus der Hose hängendes Hemd – raunzt mich an, er könne wegen so einer Hochzeit nicht sämtliche Stühle verschieben.
Der Bräutigam taucht auf, schwer erkältet und deshalb mit Medikamenten reichlich abgefüllt. Gut, dass er wenigstens einen Anzug anhat und nicht frieren muss wie die – ebenfalls erkältete – Braut in ihrem schulterfreien Kleid. Er berichtet von der Brautmutter, die er am Morgen noch ins Krankenhaus bringen musste, weil sie plötzlich einen steifen Rücken hatte.
Der Bräutigam führt die schiefe Brautmutter herein, die sich mit schmerzverzerrtem Gesicht in der ersten Reihe niederlässt, dann gebe ich dem DJ das Startzeichen, die Musik beginnt, die Braut schreitet über den öden Asphaltplatz auf die Lagerhalle zu, flankiert von Vater und Stiefvater … und die Kellnerin verteilt weiter Bier. Der Bräutigam ist entsetzt, sagt „jetzt nicht mehr“, bleibt aber reglos neben mir stehen, als hätte er Angst, die Szene zu unterbrechen. Ich springe zur Kellnerin, sage ihr, dass der Bräutigam sie bittet, jetzt damit aufzuhören, sie sagt „Ja, ich weiß“ und macht weiter. Ein gezapftes Bier kann man schließlich nach der Zeremonie nicht mehr verkaufen.
Die Väter übergeben die Braut an den Bräutigam, der sie übernimmt und zu ihrem Platz führt. Mit der Schleppe ihres teuren Kleides schleift sie über den dreckigen Boden, bleibt kurz vor dem Ziel hängen und zischt: „Mist.“ Dann lassen die beiden sich würdevoll nieder und heften ihre Augen an meine Lippen.

Ich lege los, versuche es so liebevoll wie möglich zu machen und habe das Bedürfnis, die beiden zu trösten. Zum Eheversprechen bitte ich die Gäste, sich zu erheben, ich bemühe mich in allem um einen besonders würdigen Ton, um die erbärmliche Szenerie der bierglashaltenden Gäste in diesem tristen Bunker aufzuwärmen. Das Brautpaar gibt sich ein langes Eheversprechen, an dessen Ende die Braut plötzlich in lautes Schluchzen ausbricht. Da sie mit dem Rücken zu mir steht, halte ich es für Lachen, erst als der Bräutigam mir mit weitaufgerissenen Augen über ihre Schulter zuzischt: „Ein Taschentuch!“ kapiere ich und reiche ihm eines von dem Stapel, den ich gut sichtbar auf dem Brauttisch aufgebaut hatte, den er aber in der Aufregung übersehen hat. Die Braut schnäuzt sich, dann sind die Ringe dran. Ich fordere einen kleinen Jungen mit Kevin-Frisur in der ersten Reihe auf, das Ringkissen zu bringen, er steht auf und hält es dem Paar mit weit ausgestreckten Armen hin, als wollte er auf keinen Fall unnötig nahe kommen, die Braut sieht die Ringe an und reagiert nicht. Der Bräutigam bedeutet ihr, was sie tun soll, „ach so“ sagt sie und nimmt den Ring vom Kissen. Gelächter, die Szene ist gerettet.
Nach der Trauung werden die obligaten roten Luftballons verteilt, an denen kleine silberne Fäden zum Festhalten hängen. Auf Kommando lassen alle los, die Ballons entschweben und die Mutter des Bräutigams ruft hinterher: „Sieht aus wie Spermien!“ Jemand stößt sie in die Seite, sie ist aber schon in lockerer Stimmung und setzt lautstark noch eins drauf: „Auf gute Fruchtbarkeit!“
Ich verabschiede mich, die Braut fällt mir um den Hals, der Bräutigam auch, ich gehe und merke, wie mir die Tränen kommen.
Auf dem Rückweg fahre ich bei meiner todkranken Mutter vorbei, die jetzt 23 Kilo wiegt. Sie hat das Gesicht einer neu geborenen Amsel: winzig, zerknittert, mit heruntergezogenen Mundwinkeln und einer Habichtsnase. Ihre Bluse ist blutig, sie hat sich die Arme aufgekratzt. Um den Reiz zu lindern, creme ich ihre Oberarme ein und stelle fest, dass ich sie mit Daumen und Zeigefinger umfassen kann.

TRAUUNG IM ENDREIHENHAUS

Armando, 60, Deutscher, Apotheker, und Kamal, 23, Inderin, arbeitslos – Trauung nur mit mir, nicht standesamtlich, damit Armando seine Witwern-Rente nicht verliert.
Der Vater des Mädchens ist gegen die Heirat und gewalttätig.
Die Hochzeit findet deshalb im Haus des Bräutigams ohne Gäste statt. Der Vater der Braut weiß angeblich nichts davon.
Deshalb kommt Alexander, mein Mann, mit. Er fürchtet, der Vater der Braut könnte plötzlich auftauchen …
Alexander schleppt seine Riesen-Kamera mit, ich habe ihn dem Bräutigam als Fotograf schmackhaft gemacht, aber er ahnt wohl, dass mein Mann eher in der Rolle des Bodyguards dabei ist.

Die Zeremonie findet in einem „Endreihenhaus“ statt, etwas größer als eine Puppenstube. Armando öffnet die Tür, ich rieche die Enge: ein muffiger Dampf von abgestandenem Essen und ungelüfteter Kleidung schlägt uns entgegen. Wir zwängen uns durch den winzigen Flur in ein etwa 12 qm großes Zimmer, das Wohnzimmer. Hier soll ich die Trauung vollziehen.
Die Braut ist noch nicht da, ihr Vater drangsaliert sie gerade, weil er mit ihr noch heute nach Frankfurt zum Konsulat will, um irgendeine Pass-Angelegenheit zu regeln. Hat er etwa Wind bekommen? Nein, beruhigt uns der Bräutigam, hat er nicht. Wir müssen die Zeremonie aber abkürzen, damit Kamal noch mit dem Vater nach Frankfurt fahren kann.
Wir verschieben die Möbel, um halbwegs Platz für die Trauung zu schaffen. Alexander sucht den günstigsten Platz für das Brautpaar, aber der Raum ist so beengt, dass er kaum eine Position findet, aus der er uns alle drei aufs Bild kriegt.
Wir demontieren die Tischplatte und nehmen den restlichen Ständer als „Altar“, darauf platzieren wir die Ringe und zwei Gläser, eines mit rotem Sand, eines mit blauem, dazwischen ein leeres, in das das Paar während der Zeremonie die beiden Granulate schütten soll, als Symbol für zwei Individuen, die sich verbinden und doch eigenständig sichtbar bleiben (sollen).
Während wir auf die Braut warten, zeigt der Bräutigam mir den Rest seines Hauses. Die 1. Etage besteht aus einem ebenso kleinen Zimmer, einem Leseraum, vollgestopft mit Büchern, jeder Menge Gesamtausgaben, darunter eine von Karl Kraus’ „Fackel“, der Mann ist belesen. Ja, sagt er, er war mal Buchhändler, aber das hat nicht genug Geld gebracht, jetzt ist er wieder Apotheker.
Außer den Büchern und zwei Sesseln gibt es in diesem Zimmer mehrere riesige Puppenstuben, ausgestattet mit Lämpchen, die zur Feier des Tages leuchten. Eine nimmt die gesamte Längswand des Zimmers ein. Armando erklärt mir, dass er sie zur Erinnerung an seine frühere Frau behält. Die hatte Krebs und konnte sich vor ihrem Tod zwei Jahre lang kaum bewegen, da haben sie beschlossen, zusammen zu basteln – Puppenstuben. Die winzigen Betten darin haben Bettbezüge, die sie selbst genäht hat, die Figürchen tragen selbstgenähte Kleidchen, ein zwei Zentimeter großer Puppenwagen hat bewegliche Räder …
Wir klettern die schmale Treppe zurück ins Erdgeschoss, ich habe mich immer noch nicht an den muffigen Wohn-Geruch gewöhnt.
Flucht auf die Terrasse, Armando kommt mit. Er erzählt von seiner Vergangenheit und zittert, vor Aufregung.
Draußen ist es zu kalt, zurück ins stickige Zimmer.
Auf dem Klavier stehen die Noten für das Stück, das er seiner Braut während der Zeremonie spielen will. Ich bitte ihn, es mir schon mal vorzuspielen. Es besteht aus drei bis vier Noten, das könnte sogar ich auf der Blockflöte spielen, er ist aber so fahrig, dass er es nicht hinkriegt und abbricht.
Es klingelt, Kamal ist da. In Alltagskleidung, das Brautkleid hat sie in der Tasche. Armando lässt sie herein und schließt hinter ihr die Haustür ab.

Sie erzählt vom Vater, der ihr im Nacken sitzt, die Zeremonie darf nicht allzu lang dauern. Also wird das Klavierspiel gestrichen. Ich frage nach, was genau sie für ihn tun soll. Übersetzen? Nein. Sie zögert. Dann sagt sie: „Er kann nicht lesen.“ Ein Analphabet, der seine Tochter verprügelt, weil sie den falschen Mann heiratet.
Kamal verschwindet im Keller, um sich umzuziehen. Wir warten in der scharf riechenden Enge. Armando bereitet die Musik vor, eine Elegie von Jules Massenet aus einem alten Kassettenrekorder.
Kamal klopft an der Kellertür und steckt den Kopf heraus, Armando springt hin, öffnet die Tür und bricht in Entzücken aus. Das Mädchen strahlt in einem flammend roten Sari. Armando hechtet zurück zum Kassettenrekorder, drückt den Startknopf, springt zurück zur Braut, Alexander macht Fotos, dann zieht das Brautpaar ein – drei Meter von der Tür bis zu den Sesseln. Sie nehmen Platz. Ich lege los. Die Nähe ist unerträglich. Der Bräutigam hängt an meinen Lippen und will endlich ja sagen. Die Braut lässt ihre Blicke durch den Raum wandern und wirkt manchmal abwesend, manchmal grinst sie.
Zum Sand-Ritual erheben sie sich und gießen das Granulat in das große Glas in der Mitte. Eigentlich sollte es sich vermischen. Tut es aber nicht. Stattdessen bilden sich Schichten, eine rote, eine blaue, eine rote … Am Schluss ist ihr Glas schon leer, während er noch etwas übrig hat. Er könnte seinen restlichen Sand so gießen, dass noch etwas von Kamals Sand sichtbar bleibt, das scheint ihm bewusst zu sein, er zögert und kippt dann seinen blauen Sand mit einem Schwung auf Kamals roten, so dass er ganz unter seinem verschwindet. Dann schüttelt er ein bisschen am Glas, bis der rote Sand wieder durchschimmert und sagt: „Guck, da kommst du wieder zum Vorschein.“
Jetzt die Traufragen. Kamal soll „Ja, ich will“ antworten und guckt erstmal im Zimmer herum, sie lässt sich Zeit, grinst, windet sich, dann sagt sie „Ja, ich will“. Armando antwortet schnell und ohne Zögern.
Jetzt die Ringe – während Armando ihr den Ring auf den Finger schiebt, denke ich daran, dass sie ihn gleich wieder abnehmen muss, damit der Vater ihn nicht sieht.
Dann ist sie dran. Armando greift nach dem Ring, hält sich im letzten Moment zurück und lässt Kamal den Ring aus der Schachtel nehmen. Sie kann ihn nur schwer auf seinen Finger schieben, die Hand des Bräutigams ist vor Aufregung angeschwollen.
Jetzt wäre der Kuss dran.
Kamal sagt, sie könne nicht, weil sie erkältet sei. Er hält ihr seine Wange hin, sie küsst sie zögerlich, dann er die ihre.
Jetzt noch sein Hochzeitsgeschenk für sie, „obwohl ich dir ja schon einiges geschenkt habe“. Er gibt ihr ein Kästchen, sie nimmt es mit verstohlenem Lächeln, er sagt, es ist auch noch was drin, sie öffnet es nicht.
Ende der Vorstellung.

Aber die Hochzeitstorte fehlt noch. Der Bräutigam holt sie aus dem Kühlschrank und packt sie aus, eine Ricotta-Torte. Kamal darf nach einer Halsoperation noch nichts mit Milch essen. Das hatte sie ihm auch bei unserem letzten Treffen gesagt, worauf er meinte: „Dann musst du halt zugucken." Da hat er wohl meinen irritierten Blick gesehen und sich korrigiert: „Ok, ich kann ja eine andere bestellen." Jetzt steht eine Ricotta-Torte da.
Zum Schluss noch ein paar Fotos draußen im Garten. Alexander fordert den Bräutigam auf, „seine Frau" anzusehen. „Ach ja", sagt Armando, „sie ist ja jetzt meine Frau, daran muss ich mich erst gewöhnen."
Dann muss die Braut los, um den Vater nicht zu reizen. Sie verschwindet zum Umziehen hinter der Kellertür, kommt zurück, ich gebe ihr die Hand und verabschiede mich, sie dreht sich um, um die Treppe hinunter zu steigen, wendet sich noch einmal zu mir, legt ihren Arm um meine Schulter und küsst mich so zärtlich, dass mir Hören und Sehen vergeht.
Armando hilft mir in den Mantel und jubiliert: „Ich bin ja so froh, dass das jetzt gemacht ist."

DIE BRAUTPAARE,
die diese Woche zum ersten Gespräch hier waren, hätten unterschiedlicher nicht sein können.
Da ist zuerst die Braut, die in Schwarz heiraten will, weil sie sich in Weiß einfach albern vorkäme. Deshalb muss der Bräutigam Weiß tragen.
Dann das Paar, das sofort erklärt, dass es aus steuerlichen Gründen heiraten will und mir im Brustton der Überzeugung einen Vortrag darüber hält, dass die Ehe heutzutage eine überkommene Institution ist.
Auf meine Frage, warum sie dann eine freie Trauung zusätzlich zur standesamtlichen wollen, ist die Antwort einfach: wegen dem weißen Kleid.
Die Braut fügt noch an: So sind wir Frauen. Wir wollen geheiratet werden.
Eine Stunde später kommt ein Paar, das mir zunächst schwierig erscheint. Sie ist Altenpflegerin, er Handelsvertreter, ein Kleiderschrank von einem Mann, der kaum etwas sagt und außerdem stottert. Ich mache als Erstes den Fehler, ihm bei einem Wort, das nicht rauskommen will, auf die Sprünge zu helfen. Dann gebe ich mir Mühe, mir meine Irritation über seine Sprache nicht anmerken zu lassen, was er sofort spürt und ihn noch unsicherer macht.
Aber sie sind das erste, wirklich das allererste Paar, bei dem nicht der Mann der Frau einen Antrag gemacht hat, sondern umgekehrt. Und das nicht, weil er keine Worte findet. Im Gegenteil, er erweist sich nach den ersten Anlaufschwierigkeiten als stark und selbstsicher. Aber sie wollte halt nicht warten.
Und sie sind das erste Paar, das in der Traufrage die Formel „bis der Tod euch scheidet" haben möchte. Das sage ich ihnen, und sie können's kaum glauben. „Warum sollte man denn sonst heiraten?" Ich könnte ihnen die Antwort vom Vorgängerpaar verraten …

LESBEN
Die eine ist Richterin und tough, die andere ist Bankerin und zart. Die Bankerin nennt ihre Familie ein preußisches Korsett. Als die beiden gestern Abend ihren Eltern eröffneten, dass sie heiraten wollen, hat die Mutter das Zimmer verlassen und der Vater ist immerhin sitzen geblieben. Wortlos. Der 9 Jahre ältere Bruder nennt Homosexualität eine Disziplinlosigkeit.
Beide Frauen haben als Kinder vom Heiraten geträumt, aber als sie merkten, dass sie sich mehr für Frauen als für Männer interessieren, haben beide gedacht: aus der Traum. Jetzt wollen sie in kurzen weißen Kleidern vor den Traualtar treten, der natürlich keiner ist, weil die Kirche sie mit ihrem Ansinnen zum Teufel jagen würde.

ZWEITES GESPRÄCH MIT DEN BEIDEN LESBEN
Sie vibrieren vor Erregung, aber nicht nur freudiger. Die Bankerin mit der preußischen Familie will während der Trauung auf keinen Fall das Gesicht ihrer Mutter sehen. Begründung: Die Mutter neigt zum Kollabieren, wenn sie sich aufregt. Während die Bankerin davon erzählt, wird sie rot im Gesicht und erwähnt nebenbei, dass sie selbst auch manchmal das Gefühl habe, gleich umzufallen. Jetzt zum Beispiel. Ich hechte in die Küche, hole ein Glas Wasser und versuche ansonsten, das Gespräch ganz normal weiterzuführen.
Die Aufstellung während der Trauung wird also wie in der Kirche sein: das Brautpaar mit dem Rücken zu den Gästen.

DRITTES GESPRÄCH MIT DEN LESBEN
Inzwischen hat die standesamtliche Trauung stattgefunden, und wundersamerweise ist die Mutter nicht umgefallen, so dass die Bankerin mutig geworden ist und jetzt eine Änderung der Aufstellung wünscht. Ich zeichne ihnen eine Sitzordnung auf, bei der sie die Gesichter der Gäste sehen können.
Inzwischen haben beide den Namen der Bankerin angenommen, was mich wundert, weil sie eigentlich geplant hatten, den Namen der Richterin anzunehmen. Allein schon deshalb, weil die Familie der Bankerin sich so ablehnend und wohl auch verletzend gegenüber der Zukünftigen verhalten hat, dass die Richterin auf keinen Fall den Namen einer Familie annehmen wollte, die Homosexualität für eine Disziplinlosigkeit hält. Dann aber hat die Bankerin ihrer Angst vor dem Gespött am Arbeitsplatz nachgegeben und verkündet, dass sie ihren Namen behalten will. Das hat die andere in eine heftige Krise gestürzt, an deren Ende sie über ihren Schatten gesprungen ist und sich bereit erklärt hat, fortan so zu heißen wie die neurotische Familie, in die sie einheiratet. Und siehe da, zur standesamtlichen Trauung überreichen die ablehnenden Eltern dem Brautpaar ein Buch mit Liebessprüchen, das die beiden entsetzlich kitschig finden.
Während sie davon erzählen, lachen sie – beschämt und erlöst.

DIE LESBEN HEIRATEN

Die Trauung findet in einem Schlosspark statt, ausgerechnet in dem Dorf, in dem ich großgeworden bin und gerade meine Mutter beerdigt habe. Die Fahrt zur Trauung ist also identisch mit den 100.000 Fahrten zu meiner jahrelang sterbenden und nicht minder neurotischen Mutter.
Die beiden Bräute in kurzen weißen Seidenkleidern, gleich, aber nicht ganz. Dazu hautfarbene Seidenstrümpfe. Wie sie da so sitzen mit artig zusammengestellten, angeschrägten Beinen und Sträußchen auf dem Schoß wirken sie wie Politiker-Gattinnen beim Damenprogramm. Während meiner Rede zieht sich der Himmel zu, schwarze Wolken türmen sich über uns auf, es beginnt zu tröpfeln, die beiden Bräute schlottern in ihren schulterfreien Kleidern, und als ich am Ende die Gäste auffordere, sich zum Auszug des Ehepaars mit gleichem Namen zu erheben – wohl wissend, dass das für die Familien eine Provokation ist – öffnet sich der Himmel und es schüttet wie aus Eimern. Die Bräute rennen los, die Hochzeitsgesellschaft hinterher, der DJ versucht seine Gerätschaften zu retten, ich hechte unter einen Mauervorsprung, nur die Pianistin bleibt eisern sitzen und spielt stoisch ihr Stück zu Ende.
Danach kommt der Vater der Braut mit den toleranteren Eltern auf mich zu, lobt mich überschwänglich und meint: „Wozu braucht man da eigentlich noch die Kirche?“

MIT KUTSCHE

Diesmal mit Kutsche auf einem Schloss in einer mittelalterlichen Kapelle. Ein Albtraum. Duster und muffig, der Raum ergießt sich wie braune Bratwurstsoße über mein Bewusstsein und verstopft mir sämtliche Hirnwindungen. In solchen Gewölben fühle ich mich völlig haltlos.
Draußen turnen Touristen mit schreienden Kindern herum und besichtigten das Schloss. Als ich komme, wuselt da ein kleiner rundlicher Herr durch die Gänge, den ich für einen Schloss-Bediensteten halte. Eine Frau in weißer Bluse und schwarzer Hose, also vermutlich eine Kellnerin, trägt das Ringkissen vor sich her und fragt mich, wo es hin soll. Das bringt dann später die Brautmutter zum Altar, sage ich. Die Brautmutter ist sie. Und der Schloss-Bedienstete ist ihr Mann.
Das Brautpaar diesmal in bäuerlicher Tracht, der Bräutigam hat seine wenigen Haare so artig mit Haarwasser gescheitelt, dass er eher wie ein Messdiener aussieht. Die Braut hat ihn via Internet kennengelernt und beim 1. Treffen für zu klein befunden. Diese Anekdote hatte ich auch in meiner Rede eingeplant. Als der Vater des Bräutigams auftaucht, habe ich für einen Moment Bedenken, ob ich die Rede nicht noch schnell umschreiben muss: der Vater ist kleinwüchsig. Zwischen den düsteren Kirchenbänken steht auf dem kalten, schwarzweiß gekachelten Boden, in der Dämmerung kaum sichtbar, eine Musikanlage. Der DJ spielt probeweise das für den Einzug geplante

Stück an und verdreht die Augen: „Ich hatte gehofft, sowas nur zu Weihnachten zu hören.“
Als ich mit den beiden Trauzeuginnen – den Schwestern des Brautpaars – bespreche, dass sie nichts weiter zu tun haben, als das Paar beim Ja-Wort zu flankieren, sind sie schwer enttäuscht. Also gut, Ringkissen nach vorne bringen. Die eine der beiden ist leicht geistesgestört und kommentiert alles, was ich sage, mit: „Das kriegen wir schon hin.“ Die andere, in einem pinkfarbenen Kostüm, sieht ernst und würdevoll drein, als ginge es um eine Beerdigung. Während der gesamten Zeremonie hält sie das Ringkissen vor sich auf dem Schoß und lauert auf ihren Einsatz.
Als es dann so weit wäre, vergesse ich den Ringtausch. Stattdessen fordere ich den Bräutigam auf, die Braut zu küssen. In diesem Augenblick trifft mich der entsetzte Blick der rosa Trauzeugin wie ein Blitz. Auch das Publikum, das ich vor der Trauung noch animiert habe, zum Kuss zu applaudieren, rührt keinen Finger.
Ich tue so, als gehörte es so und nicht anders und bitte die Trauzeugin im allerfeierlichsten Ton, den ich finden kann, nun mit den Ringen …
Während des Ringtauschs habe ich Zeit, mir einen Ausweg zu überlegen. Als die Ringe drauf sind, sage ich: „Und da ich den Kuss versehentlich vorgezogen habe, dürfen Sie sich jetzt nochmal küssen.“ Gelächter. Applaus. Gerettet.
Auszug der Hochzeitsgesellschaft, ich packe meine Sachen zusammen, da taucht der kleinwüchsige Vater des Bräutigams auf und lobt mich in den Himmel. Es sei so ergreifend gewesen. Er steigert sich richtig in seine Begeisterung und sagt am Schluss: „Ich musste Ihnen das jetzt einfach sagen, ich bin faszinierend.“ Fasziniert, meinte er.

VÄTER

Trauung in einer Kapelle im Münsterland. Eigentlich ganz hübsch, aber wenn ich meinen Zinnober in einer Kapelle mache, habe ich immer noch das unbestimmte Gefühl, gleich kommt eine Hand hinter dem Altar hervor und packt mich vorwurfsvoll am Schlafittchen.
Der Vater der Braut hatte kurz vorher einen Schlaganfall, und es war nicht klar, ob er sie reinführen kann.
Musik gibt es aus der Konserve, die diskret in einem Wandschrank versteckt ist. Eine Freundin der Braut in rauschender Robe schraubt professionell an den Reglern und lässt den Hochzeitsmarsch zum Einzug richtig scheppern. Die Braut im großen weißen Kleid, Gesicht verschleiert, biegt um die Ecke – mit Vater im Rollstuhl, und plötzlich habe ich eine Performance von Gilbert und George vor Augen, wie sie am Tisch sitzen und Gordon’s Whiskey saufen. Dazu feierliche Marschmusik und alle Augenblicke der Satz: „Gordon’s makes us drunk.“ Schluck Whiskey – „Gordon’s makes us drunk.“ Noch ein Schluck Whiskey – „Gordon’s makes us drunk.“ Schluck Whiskey – „Gordon’s makes

us very drunk“ – Schluck Whiskey – „Gordon’s makes us very very drunk“ – Schluck Whiskey – „Gordon’s makes us very very very drunk“ … So geht das eine halbe Stunde lang, die beiden werden immer besoffener, die Musik immer feierlicher und die Kamera zoomt allmählich auf das königliche Wappen im Etikett auf der Whiskey-Flasche, die schön mittig zwischen den beiden steht. Alles wie bei uns in der Kapelle, nur dass wir vom Pathos der Situation besoffen werden. Auf halbem Weg zum Altar erhebt sich der Vater mithilfe der Braut aus dem Rollstuhl und wackelt die letzten Schritte mit ihr nach vorn, um seine Tochter an den Bräutigam auszuhändigen. Er sieht erbarmungswürdig aus, hält sich mühsam auf den Beinen und muss von seiner Frau gestützt werden, während er die Geste des männlichen Besitzers mit letzter Kraft zu Ende bringt. Dann fällt er auf seinen Sessel in der ersten Reihe und verfolgt als Häufchen Elend die Trauung. Plötzlich habe ich meinen alten Vater vor Augen, wie er bis zum letzten Atemzug als winziges Skelett seine Männlichkeit verteidigt hat – alles, nur nicht klein sein! Die Tränen, die mich überwältigen, kriege ich mit aller inzwischen erworbenen Kaltschnäuzigkeit nicht ganz in den Griff.

SADIST

Beim ersten Telefonat redet der Bräutigam staccato, versucht mich zu verunsichern mit angerissenen Sätzen, deren Sinn ich erraten soll: „In die Kirche kriegen Sie mich nicht, und „Die wollen mich nicht“, und: „Wir sind schon verheiratet.“ Alles ohne Erklärung. Ich habe keine Lust, schon vor der Terminvereinbarung seine psychischen Ostereier zu suchen und gehe nicht darauf ein. Termin für Sonntagvormittag vereinbart.

Sonntagvormittag: Vor der Tür stehen ein nach Rauch riechender Kleiderschrank und ein blasses Püppchen mit kindlicher Stimme, in Rüschen-Minirock und schwarzen Lederstiefeln bis zu den Oberschenkeln. 19 Jahre Altersunterschied, sie ist 21. Mit 19 bei der Mutter ausgezogen und direkt zu ihm. Seine 14jährige Tochter wohnt mit im Haushalt und ist gegen alles. „Wie kommen Sie damit zurecht?“ frage ich die Braut. „Gar nicht“, sagt der Bräutigam. Sie sieht ihn entsetzt an, versucht zu widersprechen, aber er ist Schnellredner. „Warum wollen Sie heiraten?“ „Wir sind schon verheiratet“, sagt er. Er war schon zweimal verheiratet. Warum jetzt wieder? „Ich muss das nicht haben, aber sie.“ Und sie: „Weil wir uns lieben?“

Er lacht hämisch und widerspricht ihr, wo er kann. Sie rechtfertigt sich, so gut sie kann. Ein eingespieltes Ritual.

Sie erzählt, dass ihre Mutter ihn akzeptiert habe, Gott sei Dank. Sonst hätte sie nicht geheiratet. „Hättest du wohl.“ In seiner Stimme klingt Empörung. „Nein, hätte ich nicht, vor der habe ich viel zu viel Respekt.“ Ihr Gesicht wird rot. „Du hast bloß Angst vor ihr. Wenn du weniger Angst hättest …“ „Ich habe doch keine Angst vor ihr!“ Jetzt hat er sein Thema: ihre Angst. Sie hat Angst vor dem Aufzugfahren, vor dem Fliegen, vor Glatteis, vor Schnee … und vor

allem vor Regen am Hochzeitstag: Das Kleid! Für die Schreckensvision „Regen“ habe ich ein erlösendes Bild auf Lager: Alexanders riesiger weißer Regenschirm, unter dem die Bräute im Regen wunderbar aussehen. Ich erfinde eine Geschichte dazu, sie lachen. Die Katze hat aber Gefallen gefunden an der zappelnden Maus und beißt nach: Die Flugangst. „Was würde uns das nicht alles ersparen, wenn wir nicht mit dem Auto oder dem Zug nach Berlin fahren müssten, sondern fliegen könnten: 49 € der Flug, aber du musst ja mit deiner Angst …“ Die Maus wehrt sich, man brauche ja bloß das Zugticket früh genug buchen. Ich schwadroniere von Sonderangeboten bei der Bahn. Die Katze hat Blut geleckt: die Aufzugangst. Nach der standesamtlichen Trauung hat der Fotograf von ihrer Klaustrophobie erfahren – von wem wohl? – und sie in einen Aufzug gesteckt. „Diese angstgeweiteten Augen, wir haben uns kaputtgelacht!“ Der Bräutigam schwelgt im Vergnügen. Das Mädchen lacht verlegen. Jetzt habe ich begriffen. Ich unterbreche das Gelächter: „Wenn Sie sich heute noch einmal entscheiden könnten, würden Sie dann freiwillig in den Aufzug steigen und dieses Foto von sich machen lassen?“ Ihr Gesicht wird schlagartig ernst: „Nein!“ Sein Gesicht entgleist – für einen Moment ist er der Verletzte. Aber nicht lange, dann klopft er sich wieder auf die Schenkel und amüsiert sich über ihre verkrampfte Hand, mit der sie sich bei der standesamtlichen Trauung an ihm festgehalten hat.

Ich unterbreche, fahre ihm mit meiner Stimme übers Maul und stelle meine Bedingung: Trauung bei mir nur unter der Voraussetzung, dass fiese Spiele am Tag der Trauung unterbleiben. Die Katze zieht den Schwanz ein. Die Maus reckt den Kopf und piepst: „Siehste.“

OST-WEST-HOCHZEIT

Die Braut ein Ossi, der Bräutigam ein Aufschneider aus dem Westen mit Villa und Marmorböden – im Garten der Villa findet die Trauung statt. Alles etwas übertrieben, Klospülung mit Funk, ein rasender Dackel, der auf den Namen Pablo hört – in meiner Rede kommt ein Picasso-Zitat vor – und eine Hundertschaft Kellnerinnen in langen schwarzen Schürzen, die einem ständig Sekt aufdrängen. Offensichtlich sind sie vom Hausherrn instruiert, sich ja nicht abschütteln zu lassen. Der Überfluss muss spürbar sein, für alle und zu jedem Zeitpunkt.

Mittendrin die Ossi-Schar, in der vor allem die Brautmutter sich durch übermäßiges Händeschütteln hervortut. Sie schüttelt und lächelt und bringt Gäste in Bedrängnis, die noch gar nicht richtig angekommen sind. Auf dem Weg zur Braut, die in der Nachbarvilla residiert, watschelt sie auf Stöckelschuhen vor mir her und schwenkt ihre breiten Hüften, die in strassbesticktes Polyester eingefügt sind. Die Braut steckt wie immer in weißem Plastik und hat ein Krönchen auf dem Kopf. Als ich nach der Besichtigung ihr Gemach verlasse, fällt mir auf, dass ich vergessen habe, ihr die Hand zu geben. Die Sängerin, eine Musikstudentin, probt die immer gleichen Hochzeitsstücke:

„Du bist mein Ziiiiiiiel“ (zu dem mir jedes Mal durch den Kopf schießt: ich krieg zuviiiiiiel) und einen Song mit der Zeile „ich lege mein Leben in deine schützenden Hände“, bei dem ich meist höre „in deine schwitzenden Hände“. Diese beiden Stücke tauchen bei jeder zweiten Trauung auf, und ich bin bis jetzt noch nicht dahinter gekommen, wieso. Es muss im Internet bei der Suche nach Hochzeitsliedern eine Art unsichtbarer Gehirnwäsche geben.
Während der Trauung spielt der Bräutigam mit seinem 10 Monate alten Sohn, der in einen weißen Matrosenanzug verpackt ist. Das Kind wird ihm von einem Gast abgenommen, dann wendet er sich der Braut zu und quasselt ungeniert mit ihr, bis ich unterbreche. Als ihm die Stille auffällt, sieht er für einen Moment aus wie ein beim Schwätzen ertappter Schuljunge, aber dann fasst er sich: „Machen Sie ruhig weiter.“ Mein erster Reflex: Ich gehe. Der zweite: Ich brauche das Geld.
Gegen Ende der Zeremonie steht plötzlich eine Kellnerin mit einem Tablett voller Sektgläser neben mir. Ich sage ihr, dass das jetzt noch nicht ihr Einsatz ist. Sie verschwindet und kommt nach 2 Minuten wieder, mit dem vollen Tablett. Einer der Trauzeugen verscheucht sie.
Ich bringe die Trauung zu Ende mit dem Gefühl, ein Auto mit stotterndem Motor gerade eben noch in die Garage gefahren zu haben und packe meine Sachen, um mich so schnell wie möglich aus dem Staub zu machen. Ein Gast mit Alkohol-Fahne legt mir vertraulich den Arm um die Schulter und raunt: „Ich halte selber Reden, vor allem in der Kirche, ich habe schon viel gehört, aber sowas Scharfsichtiges noch nie.“ Ich fürchte, er ist Pfarrer.

TRAUUNG MIT DACKEL

Das Brautpaar reitet und liebt Tiere, also muss ein Tier bei der Trauung mitspielen. Ein Pferd wäre schön, passt aber nicht durch die Tür zum Hof, in dem die Trauung stattfinden soll, deshalb ist es ein Dackel. Der hat einen Frack an, auf den Rücken ist das Ringkissen gebunden. Er sieht aus wie der Glöckner von Notre Dame auf vier Pfoten und rennt irritiert von einem Menschen-Bein zum andern. Man hebt ihn auf den Tisch und findet ihn süß, er wird herumgetragen, damit er das Kissen nicht abwerfen kann, er wird gekrault und gestreichelt, er jault und quietscht.
Ein zweiter Dackel, der noch ganz jung ist, sitzt während der Trauung auf dem Nachbarschoß und versucht am ersten Dackel zu lecken.
Einsatz des Trauring-Dackels, die Brautjungfer im rosa Kleid führt ihn an der Leine nach vorne und versucht, die Ringe vom Kissen zu lösen, was aber mit einer Hand schwierig ist – mit der anderen muss sie ja die Leine halten.
Die Braut geht in die Hocke – mit ihrem Riesenkleid nicht einfach, zumal der Dackel sofort drunterschlüpfen will. Inzwischen haben sich die Ringe in der Befestigung verheddert, weil der Dackel an der Leine zieht. Er ist sich wohl des feierlichen Augenblicks nicht ganz bewusst.

Ich sehe zu und warte genüsslich. Als sie endlich die Ringe haben, geht es weiter: Ringe anstecken, Braut küssen, Musik hören („ich lege mein Leben in deine schützenden Hände“ – ich verstehe „schwitzenden Hände“), Auszug des Brautpaars, Verwandte küssen, rotes Herz aus weißem Betttuch schneiden, Braut durchtragen … aber das ist schon nicht mehr mein Part. Ich verschwinde unauffällig, entledige mich an der nächsten Ecke meines dunklen Anzugs und laufe über die Felder.

VORGESPRÄCH

Er promovierter Physiker, sie Narkoseärztin. Offensichtlich verstehen sie sich gut mit ihren Eltern, weshalb ich vorschlage, dass wir sie in die Trau-Zeremonie mit einbeziehen. Darauf der Bräutigam entsetzt: „Um Gottes willen, bloß nicht. Mein Vater ist ein Alt-68er, der findet es total bescheuert, dass wir heiraten.“

CLASH OF CIVILIZATIONS

Vorgespräch mit einem türkischen Bräutigam, ein machistischer Aufschneider in einem weißen, aufgebrezelten Mercedes, der Auspuff wummert wie ein Ozean-Dampfer. Er schmiert mir literweise Honig um den Bart und versucht zugleich, mir Kommandos zu erteilen, mich über Religion zu belehren und die Klugheit seines Präsidenten zu beschwören. (Er ist in Deutschland geboren und aufgewachsen. Sein Präsident heißt Erdogan.)
Selbstverständlich heiratet er im Hyatt, einer der teuersten Locations in der Stadt, mit Blick auf die „Gerry Weber-Bauten“ – er meint die Häuser des „Star-Architekten“ Frank Gehry. Gerry Weber ist ein Mode-Label, aber auch berühmt, und das ist die Hauptsache.
Da er ausführlich vom Islam schwärmt, schlage ich vor, ein paar Koran-Zitate in der Trauung einzubauen. Das findet er „großartig, ganz großartig!“. Aber leider bekommen die Gäste beim Empfang schon Champagner. Und das verträgt sich nicht mit Gott. Meinen Vorschlag, wenn der Glaube so wichtig ist, müssen die Gäste mit dem Saufen halt warten bis nach der Trauung, verwirft er.
Er erklärt mir, dass er mich nur braucht, um seine traditionsbewusste, tiefgläubige ostanatolische Verwandtschaft zu täuschen, die mich für eine Standesbeamtin halten soll und außerdem auf keinen Fall erfahren darf, dass die Braut schon schwanger ist. Als könnten seine anatolischen Eltern tatsächlich nicht rechnen.

MÄNNER-HOCHZEIT

Zwei Männer, Psychotherapeut und Fotograf. Die Hochzeits-Gesellschaft sitzt bei meiner Ankunft picknickend auf weißen Decken im Park, alle müssen weiß tragen, ich auch, was mir aber spätestens bei diesem Anblick nichts mehr macht. Es ist die pure Malerei.

Die beiden Jungs aufgeregt, aber bemüht, die Fassung zu bewahren, wenigstens bis zur Trauung, doch der Psychotherapeut weint hemmungslos, was sehr lustig ist, wenn man jahrelang selbst den Part hatte, bei Psychotherapeuten zu weinen. Nach der Trauung fällt mir die gesamte Verwandtschaft vor lauter Ergriffenheit um den Hals, und ich fahre bananemampfend über die heiße Autobahn nach Hause, wo mich mein Ehemann mit handgestreicheltem Kobe-Rind vom Grill erwartet.

TRAUUNG AM ALTAR

Trauung in einer Schlosskapelle mit marmornem Altar, auf dessen Stufen ich stehen soll, so dass ich Angst habe, während der Rede runterzufallen, und das Brautpaar die Köpfe in den Nacken legen muss, um mich von seinen roten Samthockern aus zu sehen. Aber alle Versuche, die beiden vorher davon zu überzeugen, dass wir uns auch auf Augenhöhe begegnen könnten, indem ich vor dem Altar stehe, haben nicht gefruchtet. Sie wollen zu mir aufsehen. Auch das Kreuz, das hinter mir auf dem Altar steht, durfte ich nicht entfernen. Als alle Mann in der Kapelle Platz genommen haben und die Braut angekommen ist, bitte ich die Gäste, sich für den Einzug der Braut zu erheben. Sie stehen auf, der Sänger setzt zur ersten Strophe des unvermeidlichen Silbermond-Songs mit den schwitzenden Händen an, da stürmt die Mutter des Bräutigams auf mich zu und sagt: „Oma und Opa fehlen!“

Also alles wieder setzen und auf Oma und Opa warten. Angeblich kommen sie mit einem Krankentransport, der schon vor Monaten bestellt worden ist. Vor der Kirchentür wartet die Braut, eingekeilt zwischen 2 Männer, auf der einen Seite ihr Stiefvater, auf der andern ihr leiblicher Vater, der eine ein überaus smarter jugendlicher Mann, der andere ein knollennasiger Alkoholiker. Beide sollen sie reinführen. Aber erstmal warten wir auf Oma und Opa. Nach 5 Minuten biegt ein Krankenwagen um die Ecke und hält ungefähr 200 Meter entfernt vor einer Wiese. Eine alte Dame steigt aus, ein Rollstuhlfahrer wird ausgeladen, die Dame packt den Rollstuhl und setzt zum Sprint quer über die Wiese an. Der alte Mann im Rollstuhl streckt die Beine hoch und bricht in schallendes Gelächter aus. Oma und Opa holpern in einem Affenzahn auf die Kapelle zu und die Braut jubelt: „Opa hat Spaß.“

Das hätte eine schöne Trauung werden können. Aber dann schließen sich die schweren Kirchentüren, kein Tageslicht mehr, nur Kerzen und Funzeln und ganz oben unter der Decke ein paar düster verglaste Fensterlöcher. Ich stehe unfreiwillig hoch über den andern und merke, wie mir beim Reden schwindlig wird. Ich bin plötzlich in der Rolle des Pfarrers auf der Kanzel, der den Schafen die Welt erklärt. Der Inhalt meiner Rede sagt etwas anderes, aber die Form liegt bleiern darüber.

Verabredung mit Benjamin Buchloh und 5 weiteren Koryphäen der Kunstkritik in einem Restaurant. Auf dem Weg dorthin klettere ich über Katakomben, um auf einem Schleichweg schneller ans Ziel zu kommen. Er führt an der Bühne eines Stadions vorbei, in dem Tom Jones gerade einen Auftritt hat. Er tanzt direkt vor meiner Nase herum, nur durch einen löchrigen Zaun abgeschirmt – dieser Zugang ist nicht bewacht, weil nicht vorgesehen ist, dass jemand diesen Weg nimmt, der keiner ist. Ich erlebe ein fantastisches Spektakel, sehe in der Ferne das verzückte Publikum, bestehend aus hysterischen älteren Frauen, und zum Greifen nah den Schlagerheld mit nacktem Bauch, der aus der Nähe Speckrollen zeigt und eine Gänsehaut. Er müht sich ab und wirkt wie ein angestrengter Fleischklops, ich kann nicht aufhören, hinzusehen, merke, dass ich mich verspäten werde, beruhige mich damit, dass Buchloh und die anderen Kunsthistoriker amüsiert zuhören werden, wenn ich ihnen davon erzähle. Vergnügt springe ich nach langem Zuschauen in das verabredete Restaurant. Da sitzen die Gelehrten am Tisch, drei auf jeder Seite, finster und aufrecht, die Hände auf der Tischplatte, die Gesichter reglos nach vorn gewandt, keiner sagt etwas. Nur Buchloh springt auf und läuft um den Tisch herum. Seine erste Frage an mich zielt auf den 11. September – wie wir in Europa den Tag erlebt haben, will er wissen. Ich wundere mich über seine Leutseligkeit und gebe dann brav meine Antwort: „Der Tag war ein Religions-Stifter.“

An der Kunstakademie ist ein Studiengang „Dichtung und Drama“ eingerichtet worden. Die Studenten sollen sich mit dem Tod auseinandersetzen. Eine Aufführung unter freiem Himmel ist ihre erste Bewährungsprobe. Außer den jungen Männern und Frauen spielen auch noch drei Schäferhunde und ein Kaninchen mit. Die Vorführung ist quälend langweilig, die Protagonisten murmeln scheinbar dramatische Texte halblaut vor sich hin. Derweil schieben die Hunde ihre Nasen im Gleichschritt durch das taubenetzte Gras und suchen Mäuse. Der jüngste der drei hat als Erster eine gefangen, sie zerplatzt beim Zubiss zwischen seinen Zähnen. Ihr Schwanz hängt leblos aus dem Maul. Der Hund lässt sie fallen, die Eingeweide quellen aus dem Leib, der kleine Mausekörper windet sich. Die Beinchen strampeln und werden allmählich langsamer. Dann gibt die Maus den Widerstand auf – sie gähnt genüsslich.

Spaziergang in Berlin. Eine Bar namens „Cyprus" soll ein Szene-Ort sein und außerdem eine Arbeit von Isa Genzken zeigen. Der Laden ist gerammelt voll, ich quetsche mich zwischen die Gäste und suche Isas Skulptur. In einem langen schmalen Gang hat sie ein in der Länge überdimensioniertes Nachtschränkchen aufgestellt, bemalt mit scheußlichen Mustern und Motiven, die man aber allesamt nicht erkennen kann, weil man in diesem engen Gang keinen Abstand nehmen kann. Man hängt mit der Nase unmittelbar vor dem Stück und ärgert sich, wobei aber klar ist, dass sie das gewollt hat. Außerdem ist die Kiste mit allerlei Kram bedeckt, von dem ich nicht weiß, ob der auch dazugehört. Wenigstens ihn räumt nach geraumer Zeit ein Kellner beiseite. Trotzdem bleibt ein zweiter Teil übrig, der zur Arbeit gehört, eine Art Nachthaube für das Nachtschränkchen. Isa kommt und erkennt mich, weiß aber angeblich meinen Namen nicht mehr. Unsere Unterhaltung ist einseitig, sie erzählt ohne Unterlass von sich und tut dabei so, als würde sie Fragen von mir abarbeiten. Am Schluss erklärt sie mir, dass ihr letzter Ehemann nun Gott sei Dank in Grinzing untergebracht sei – Gerhard Richter ein Fall für die Psychiatrie? Während der Unterhaltung lehnen wir an einer Glasfront, der Raum fährt wie ein Zug, draußen rauscht eine sommerliche Landschaft vorbei. Ich versuche meine Langeweile zu mildern, indem ich die Glasfront aufklappe. Der Fahrtwind tut gut, aber Isa fühlt sich irritiert, das Fenster muss geschlossen werden. Wenigstens hat der Raum auf diese Weise Zuwachs bekommen – eine ganze Reihe Zimmer, die alle renoviert werden müssen.

Ein deutscher Künstler ist in Prag mit 38 Jahren an Erschöpfung gestorben und wird in einem Glassarg nach Hause überführt. Dort soll ihm posthum das Bundesverdienstkreuz für seinen frühen Tod verliehen werden. Von mir erwartet man eine Aufschrift für den Sarg. Ich schlage vor: „Der Theodor, der Theodor, der liegt bereits im Fußballtor." Der Vorschlag wird abgelehnt, also lasse ich „Ruhe sanft" draufschreiben. In der Zeitung ist ein Foto vom toten Künstler in seinem gläsernen Sarg abgebildet, und zwei Schwule fragen mich, wofür er das Bundesverdienstkreuz eigentlich bekommt. „Dafür, dass er früh genug gestorben ist und den Staat nichts mehr kostet." Die beiden schmunzeln und ich ahne, was sie denken: „Nein, wenn ihr in Prag in einen schwulen Club geht und beim Vergnügen sterbt, reicht das nicht." Sie sind enttäuscht, ich versuche sie zu trösten: „Es sei denn, Herr Westerwelle verleiht euch das Kreuz." Einer der beiden Männer nimmt vertraulich meine Hand und bedankt sich für den Tipp.

Ein Tag am Strand. Es ist bereits Winter und das Wasser viel zu kalt und trüb zum Tauchen. Doch hier, an dieser Stelle, fällt der Blick bis auf den Grund. Tausende von Schildkröten tummeln sich im glasklaren Wasser. Aber auch ein Krokodil taucht auf und schwimmt bedrohlich um den dicklichen Körper einer ahnungslosen Badenden herum, sie trägt einen weißen Badeanzug mit roten Rosen. Eine riesige Wasserschlange windet sich um ihren Körper, ohne dass sie es merkt. Die Schlange scheint unentschlossen, reißt das Maul ab und zu auf, aber scheinbar nur, um ihre Zähne zu zeigen. Dann entfernt sie sich und kommt wieder näher. Sie schwimmt spazieren. Das Krokodil reißt ebenfalls das Maul auf, die Schlange gleitet spielerisch hinein und merkt zu spät, dass sie gefressen wird.

Ich habe mich im Gebirge verlaufen und die Adresse meiner Unterkunft vergessen, nur dass nebenan das Haus von Karl Lagerfeld stand, habe ich noch in Erinnerung. Mithilfe seines Namens hoffe ich, meine Adresse zu identifizieren. Ich frage Leute, die am Weg in kleinen dunklen Hütten wohnen. Sie sind freundlich, haben aber von Karl Lagerfeld noch nie etwas gehört. Außerdem verstehen sie meine Sprache nicht, so dass ich nur immer wieder Karl Lagerfeld, Karl Lagerfeld sagen kann. Sie schütteln verständnislos den Kopf. Schließlich kommt ein zugereister Onkel der Familie vorbei. Er hat schon mal was von Karl Lagerfeld gehört, weiß aber auch nicht, wo er wohnt. Jemand schlägt vor, ihn anzurufen und nach seiner Adresse zu fragen, dann könnte man daraus auf meine Adresse schließen. Aber niemand hat die Telefonnummer. Im Telefonbuch nachschlagen, sagt eine ahnungslose Frau. Der Onkel klärt sie auf: Die Nummer ist so geheim, dass er sie dir nicht mal verraten würde, wenn du ihn anrufst.

WILDES BREMSEN FÜR STARKE MÄNNER – ADAC-FAHRTRAINING

Teilnehmer: 7 Männer und 1 Frau (also ich). Vorstellungsrunde: „Ich bin der Giuseppe, ich fahre einen Einser." „Ich heiße Gerd und fahre einen R 8". Es fällt kein einziger Automarkenname, bis die Reihe an mir ist: „Ich fahre einen Opel." Einen Opel! Dann Alexander, auch einen Opel. Und noch ein Teilnehmer, der sich offensichtlich nicht ganz zufällig neben uns gesetzt hat, weil er nämlich auch einen Autonamen nennt und keine Zahl, womit er sich als schnöder Autofahrer zu erkennen gibt – im Gegensatz zu den „Sportlern". Wobei mir nicht klar ist, was Autofahren mit Sport zu tun hat. Die Einser- und S-Klasse-Fahrer haben alle dicke Bäuche.

Erste Frage: Was macht euch (man duzt sich) am Autofahren am meisten Spaß? Alexander: „Wenn's vorbei ist." Ich: „Musik hören." Den Gipfel aber liefert der dritte Nicht-Sportler: „Dass man von A nach B kommt."

Die Sportler mit den Bäuchen hingegen geben naturgemäß an: Fahrfreude, Geschwindigkeit, Grenzen austesten …

Nach dem einführenden Geschwafel kommt die Stunde der Wahrheit auf glitschigem Asphalt, extra glatt beschichtet, zusätzlich Wasserstrahler drüber, und dann vor einer plötzlich aufschießenden Fontäne in die Eisen steigen, bis die Kiste steht.

Man muss auf mindestens 50 km/h beschleunigen, was auf der kurzen Strecke für uns Autofahrer mit 70 PS schon ziemlich schwierig ist, während die Sportler ihre Geschosse in gefühlten 2 Sekunden auf das gewünschte Tempo bringen.

Dann Vollbremsung und das schleudernde Ding sicher weitersteuern. Beim ersten Mal habe ich danach wackelige Knie, aber dann packt mich das Staunen, was das Hirn so alles kann.

Also vorher gut überlegen, was mache ich, wenn das Auto ausbricht und mir das Herz unter den Sitz rutscht, weil der Wagen nicht nur schleudert, sondern sich auch noch dreht und höllisch vibriert, und dann die Absicht ausführen. Zehn Stunden lang – unterbrochen nur von einem müden Salat und immer wieder Besprechungen. Das ist dann sogar spannend, weil auch die Sportler plötzlich Nerven zeigen.

Nur Giuseppe, der kernige Einser-Fahrer, meint auf meine Frage, was ich mache, wenn ich in der Autobahnausfahrt merke, dass ich zu schnell bin und ein Sattelschlepper hinter mir ist: „Sowas würde auch nur jungen Leuten passieren, mir jedenfalls nicht." Da wir etwa gleichalt sind, vermute ich, dass er statt „jungen Leuten" eigentlich „Frauen" sagen wollte, sich aber nicht getraut hat. Am Ende verfährt er sich als Einziger auf dem Gelände, so dass wir ihn suchen müssen.

In einem kleinen Raum mit trübem Licht entscheidet sich meine Mutter gegen mich. Sie feiert ihre Entscheidung mit solchem Überschwang, dass es einem absurden Schauspiel gleicht. Alfred Grosser bemerkt es und stellt sich mit dem Rücken unauffällig hinter mich. Dann provoziert er eine Kollision mit mir und versucht mich aufzuheitern. Es folgen seine Freunde, die alle nichts anderes im Sinn haben, als mich zu trösten und davon zu überzeugen, dass ich die Welt mit falschen Augen sehe. Trotzdem wende ich mich ab und wandere am Meer entlang. In der Ferne schießt im Landesinneren eine Fontäne in den Himmel – der Deich bricht. Ich renne, mein weißer Bademantel und die weiße Plastiktüte in meiner Hand flattern und bremsen mein Tempo. In der Plastiktüte ist der Trost der Freunde von Alfred Grosser. Der Deich ist gigantisch, an vielen Stellen quillt Wasser hindurch und jagt die Gischt in die Höhe. Das Wasser dringt vom Landesinneren her vor. Ich werfe die Tüte und den Mantel weg und renne schneller. In einem Tal treffe ich auf eine Gruppe deutscher Wissenschaftler, die seelenruhig basteln. „Das Wasser kommt", schreie ich. Doch sie bleiben gelassen: „Nein, wir sind doch im Peters-Tal." Das Tal ist nur durch ein lockeres Gitter vom Meer getrennt, dessen spiegelglatte Oberfläche jetzt ruhig auf gleicher Ebene mit dem Talboden steht, ohne einzudringen. Schiffe gleiten lautlos darauf in die anbrechende Nacht, das Wasser schillert silbrig, die Luft ist klar, es herrscht vollkommene Stille, alles liegt friedlich in der blauschwarzen Dämmerung, der Tag bricht an, der Himmel färbt sich von Indigo über Kobaltblau zu vibrierend hellem Weiß.

Ich mache mich auf den Weg übers Wasser, fahre mit dem Auto durch die Fluten und genieße, dass es keine sichtbaren Fahrbahnen mehr gibt. Man kann fahren und gehen, wo man will. Weit und breit kein Weg mehr. Atemberaubende Freiheit. Ein Tretboot wäre jetzt gut. Aber das einzige Boot ist schon vermietet. Ich gehe zu Fuß. Der Wasserspiegel sinkt, der Boden darunter wird sichtbar, wer jetzt mit dem Tretboot unterwegs ist, strandet. Das Wasser war nur so hoch, dass es gerade eben alles bedeckt hat. Die krustigen Spuren der Erde bohren sich durch die Wasseroberfläche und zerstören den glatten Spiegel.

Ein winziges Vögelchen, himmelblau und weiß gefiedert, ist in die Freiheit entwischt und droht zu verhungern. Wir fangen es wieder ein und versuchen es zu füttern. Verängstigt flattert es herum, es traut uns nicht. Auf der Suche nach dem immer schwächer werdenden, kaum noch sichtbaren Federbällchen entdecke ich im Auge einer Katze etwas Buntes und ziehe es heraus. Es ist ein kleiner Fisch, eben-

falls auf der Flucht, er hat sich dort versteckt. Für das Vögelchen holen wir ein Glas mit viel zu großen Körnern vom Schrank, es nimmt ein paar davon und flattert damit auf den Türsims. Dort, in sicherer Höhe, mampft es zufrieden und wächst. Winzige Katzen versuchen ihm das Futter streitig zu machen, sind aber noch kleiner und schwächer als der Vogel.

Abstecher nach Moskau. Eigentlich wollte ich nach NY, aber das kann ich auch heute Abend noch machen. Moskau liegt in strahlender Sonne, eine leichte Schneedecke lässt die Stadt im Tal funkeln, die gläsernen Gebäude leuchten wie Juwelen im Licht, eine atemberaubende Schönheit breitet sich überraschend zu unseren Füßen aus. Wir fahren hinunter in die Stadt. Nur manchmal wird der Schnee zu Matsch oder lässt die Tannen ganz unbedeckt. Die Gebäude sind vernachlässigt, aber die Architektur ist verblüffend, großzügig und voller Schwünge und Bögen. An einer Allee reiht sich eine Kirche an die andere, sogar ein Bibelspruch steht an einer Hauswand. Und ich dachte, die Kommunisten mögen keine Kirchen. Ich gehe in eine hinein, sie ist von innen aber langweilig. Wir landen am Forschungsministerium. Ein schwarz-weißer Bau aus Glas, der im Wasser steht. Hauswand und Wasseroberfläche spiegeln um die Wette und machen aus dem Gebäude mit seinen breiten schwarz-weißen Flächen einen Überraschungsparcours. Hinter jeder Ecke offenbart sich ein neuer Ausblick, das Wasser umgibt und trägt alles, sogar den Weg, auf dem wir gehen. Er schaukelt sanft und angenehm. Immer wieder eröffnen sich neue Formen und Einblicke, die in den Himmel einzutauchen scheinen. Auch er spiegelt sich strahlend blau mit ein paar Wölkchen im Wasser. Ein vollkommenes Glück, das nur ein wenig getrübt wird durch die Ungepflegtheit des Hauses, es verrottet und setzt Algen an, ein Mann stapft lustlos in Gummistiefeln durchs Wasser. Wir ziehen weiter zum Flughafen. Auch er ein bisschen marode, aber riesengroß und weitläufig, für alle ist genug Platz, vor allem weil ohnehin kaum Flugzeuge starten. Überhaupt fehlt das Publikum. Dafür aber gibt es einen gigantischen Blumenladen mit Massen von üppigen, hochaufschießenden Pflanzen in allen Rot- und Lilatönen. An der nächsten Ecke noch einer. Und kurz dahinter schon wieder einer. Die Blumen türmen sich zu prächtigen Gebirgen. Das kauft doch keiner! Trotzdem scheinen sie gut gepflegt und gewässert. Am Ende des Flughafengebäudes steigert sich die Pracht zu einem ganzen Wald aus zarten lila Blüten-Türmen, üppig-grünen Sträuchern und leuchtend gelben Kugeln, Mimosen vielleicht. Ich gehe näher heran, sie sind alle aus Plastik.

Im Lebens-Aquarium schwimmen Fische aller Farben und Formen, der Hintergrund ist tiefblau, sie leuchten und schillern und freuen sich des Lebens. Der schönste unter ihnen glüht in einem samtigen Rot, so tief und abgründig, dass er die Blicke anzieht wie ein schwarzes Loch, ein Rot, in dem Blau und Schwarz und Gelb vollendet vereint sind. Jemand kommt auf die Idee, dass die Fische auch mit der Hälfte der Salze im Wasser auskommen und entzieht ihnen die halbe Ration. Sie sinken zu Boden und dümpeln halb tot in einem Knäuel in der Ecke. Ich rette sie empört mit einer Plastiktüte, in der sie sich notdürftig erholen. Vor allem der rote Fisch lebt. Er wird von einer Künstlergruppe missbraucht, die aus ihm zwei rote Lampen macht. Sie stehen auf einem Gerüst hoch über den Köpfen der Zuschauer und schwingen in einem simplen Rhythmus. Das nennen sie Performance und werden dafür mit großem Applaus bedacht. Empört suche ich im Programm nach einer Beschreibung. Das Blatt ist leer, nur ganz unten in der rechten Ecke gibt es eine winzige Erklärung, dass dies das alte Österreich gewesen sei.

Mit einer Kuratorin zu Besuch bei einem alten Künstlerpaar. Hinter dem Garten tobt der Rhein in reißenden Fluten, ganz hinten bäumt sich das Hochwasser in dramatischen Zacken, weiter vorne sind die gewaltigen Wassermassen glatter und leuchten goldgelb in der untergehenden Sonne. Nur ein paar Regentropfen machen dunkle Punkte in den glühenden Wasserspiegel. Zugleich scheint das Wasser so flach, dass Menschen im Fluss spazieren gehen und mit den Händen schillernde Fische fangen. Wir steigen in ein Boot und gleiten durch gigantische braune Wassermassen. Alle Straßen bestehen aus Flüssen, das Wasser quillt selbst aus den Häusern. Bei unserer Rückkehr legen wir am Gartentor des Künstlerpaars an, um einer Rede der Frau zu lauschen, die sich im Garten aufgebaut hat. Aus der unscheinbaren grauen Maus ist eine dralle, vitale Matrone mit grellrot geschminkten Lippen geworden. Sie ist jetzt Lehrerin und warnt die Eltern ihrer Schüler vor dem Selbstmord, den einige von ihnen wie einen Sport betreiben. Wenn ihre Kinder nach dem Datum fragten, sollten die Eltern wachsam werden, sagt sie, oft gehe es nur darum, wer sich als Erster umbrächte. Sie sagt es ruhig, doch dann verfärben sich ihre vollen Lippen in ein wärmeres Orange und verziehen sich zum Weinen. Sie flüchtet ins Haus, aber ihr Mann, der Künstler, drückt sie durch die Gitterstäbe eines Fensters wieder nach draußen, so dass das Fett ihres Körpers in Wellen hinausquillt. „Muss das sein?“ frage ich, doch seine Tochter steht neben mir und sagt: „Das ist doch nur ein Film.“ Von jetzt an läuft das Drama als Video-Collage weiter, ich bin beruhigt und leer.

Meine Mutter fordert mich auf, Juden zu verraten. Ich tue es. Eine Frau wird abtransportiert. Dann noch eine, und eine Dritte. Mein Vater fordert mich auf, Juden zu beschreiben. Ich komme ins Zweifeln, beginne zu ahnen, dass etwas mit ihnen passiert. Mein Vater beruhigt mich, alles sei in Ordnung, ich will ihm glauben, nehme mir vor, ihm zu gehorchen, kann es nicht, überlege hin und her und kann die Augen nur langsam öffnen. Plötzlich wird mir klar, was mit den Leuten passiert, die wir verraten oder auch nur beschreiben – ich weigere mich. Da gibt auch mein Vater zu, dass sie alle ermordet werden. Wir sind erleichtert, dass wir es nicht getan haben. Doch was ist mit den drei Frauen, die ich auf Wunsch meiner Mutter verraten habe? Um mich zu beruhigen, ruft meine Mutter im Konzentrationslager an. Erleichtert teilt sie mir mit, die Frau sei nicht ermordet worden. Sie habe schon den Transport nicht überlebt.

EINE ANDERE ART VON MÄNNERN

Präsentation des Entwurfs für einen Klostergang der Pallottiner.
Eine skurrile und irgendwie auch erschütternde Erfahrung. Am Bahnhof in Augsburg holt mich ein Pater des Pallottiner-Ordens ab, der mich zu diesem Entwurf eingeladen hat. Ein gut aussehender Playboy in hellgrauer Hose, blauem Hemd und weißen Schuhen, der mich – versehentlich – in den Arm nimmt. Und ich ihn auch – versehentlich. So fühlt es sich zumindest an. Ich bin sicher, keiner von uns beiden hatte sowas vor. Dann werde ich in einem ziemlich großen Auto zum Kloster kutschiert, ins Gästehaus geführt, in einem luxuriösen Zimmer mit Blick in einen Park voller gigantischer alter Bäume abgesetzt und habe eine Viertelstunde, um mich zu orientieren. Dann werde ich zum Essen abgeholt, im Speiseraum gibt es Köstlichkeiten wie selbstgemachten Fleischsalat und einen Pater, der mampfend am Tisch sitzt und von seiner Pfarrei erzählt. So weit, so fremd. Danach eine Führung durch das Anwesen (Kloster wäre untertrieben) und dann heißt es, ich würde gleich in die Runde der Brüder eingeführt.
Die Brüder sitzen auf einer großen Terrasse in dem wunderschönen Park an einer langen Tafel und bechern. Wein, Schnaps, Pfeife – alle in Zivil, einer besser aussehend als der andere, sogar die ganz Alten charmant und wach. Ich werde einem nach dem andern vorgestellt, jeder Pater steht auf und schüttelt mir die Hand, und ich habe plötzlich das Gefühl, die meinen wirklich mich. Jeder. Bis auf einen. Dessen Gesicht verfinstert sich, als er mich sieht.
Ich werde an der Stirnseite platziert, mit Wein versorgt und dann geht's los. Eigentlich waren bis jetzt alle miteinander ins Gespräch vertieft, aber plötzlich habe ich die Regie in der Hand und es geht um Beziehungen in allen Variationen. Ein zarter, blasser Jüngling in weißem kurzärmeligem Hemd mit bunten Tupfen – übrigens sind alle in diesem Kloster geweihte Priester – findet das besonders interessant und redet sofort von den Brüchen in der Gemeinschaft der Pallottiner. Es dauert nicht lange und er wechselt den Platz, da sitzt er plötzlich neben mir. An der gegenüberliegenden Stirnseite des Tisches sitzt ein junger Chef-Typ, Pfeife lässig im Mundwinkel, mich keines Blickes würdigend, nur manchmal herüberschielend und ein einziges Mal auch auf mich reagierend. Er reizt mich, weil er so arrogant wirkt. Das Gespräch trudelt immer weiter in Richtung „Wer sind wir? Warum ist das Zusammenleben so schwierig?", so dass ich das Gefühl habe, es gerät zur Psycho-Stunde, und ich bin schuld. Ich versuche, die Spannung wieder rauszunehmen. Aber sie ist plötzlich da. Fast alle sind involviert. Nur der mit der verfinsterten Miene spricht kein Wort und sieht mich nicht an. Schenkt mir aber ständig Wein nach.
Am nächsten Morgen treffe ich beim Frühstück den zarten, blassen Jüngling mit dem getupften Hemd. Er ist Professor für Fundamentaltheologie.

Dann folgt die Sitzung mit der Jury, in der ich meinen Entwurf vorstellen soll. Sie besteht aus dem Pater, der mich abgeholt – und auch eingeladen – hat, dem arroganten Pfeifenraucher, einem hochgewachsenen alten Herrn, den ich noch nicht kenne, aber als liebevollen Gönner empfinde, und dem Mann, der mich am Abend keines Blickes würdigen wollte. Genauso hält er es auch während der Präsentation. Alle andern stellen Fragen, er nicht.
Ich beginne mit meiner Idee über Pallottis Theologie, die Brüder sehen mich an, als hätten sie einen weiblichen Wilderer auf frischer Tat ertappt. Allmählich weicht die Skepsis, die Gesichter werden erst neugierig, dann weich, und auf einmal sehe ich im Gesicht des arroganten Pfeifenrauchers ein Leuchten. Von da an ist es leicht. Sie folgen meinem Vortrag, beäugen dann meinen Entwurf, erst neugierig, dann aufgewühlt, verwickeln sich gegenseitig ins Gespräch darüber und kommen mir vor wie Kinder, die einen Ball zum Spielen gekriegt haben, von dem sie nicht wussten, dass es sowas überhaupt gibt. Mein 14 Meter langer Fries liegt ausgerollt auf dem Boden, der Gönner steht gedankenverloren da und kann nicht aufhören, immer neue Stellen genau zu inspizieren, der Pfeifenraucher tigert aufgeregt hin und her und sagt: „Ich werde täglich mindestens 10 Minuten mit dem Bild in diesem Gang verbringen." Nur der Schweiger schweigt.
Nach der Präsentation würde ich gern flüchten, selbst ziemlich verwirrt ob der heftigen Reaktionen, werde aber noch zum Mittagessen gebeten, bei dem mir ein Pater einen seltsamen Dank sagt, fast so, als hätte ich ihnen ihren Pallotti neu erklärt. Er bringt mich zum Bahnhof und auf dem Weg frage ich ihn, was denn mit dem Schweiger ist. Die Antwort: „Der hat einen andern Favoriten."

Sonntagnachmittag in Paris mit Margarethe. In einer großen, weit verstreuten Gruppe ziehen wir durch die Stadt. Die Mitglieder der Gruppe sind mir alle fremd, nur François Mitterrand hat ein scharfes Profil, auch wenn er kaum etwas sagt. Gehend rückt er in meine Nähe, bis er wie selbstverständlich den Arm um mich legt und so mit mir weiterwandert. Es ist angenehm. Wir gehen in ein Museum, weitläufig und hell. Überall hängt derselbe minimalistisch-abstrakte Nonsens an den Wänden, meist in Grün. Mit kühl gespieltem Interesse streicht die Gruppe durchs Museum, Mitterrand schweigt, ich genieße die wachsende Nähe und schweige auch, nur manchmal fühle ich mich genötigt, wenigstens ein paar erklärende Worte zur Kunst zu sagen und mich als Expertin auszuweisen, aber es gibt nichts zu erklären. Wir verlassen das Museum, ich fühle mich wohl in Mitterrands Arm, als wären wir aneinandergewachsen, und gehe mit ihm über rote Ampeln. Wortlos macht er alles mit. Bei der vierten oder fünften Ampel drehe ich mitten auf der Straße um und frage rücksichtsvoll: „Vous n'êtes pas permettez, n'est-ce pas?" Ein wenig erleichtert, aber nicht allzu sehr, stimmt er zu. Wir wandern weiter Arm in Arm, nur manchmal ein paar französische Sätze wechselnd, und wie zur Belohnung antwortet er in Deutsch. Ich spreche zunächst weiter französisch, um zu testen, ob es ihn nicht zu sehr anstrengt, meine Sprache zu sprechen, aber dann wird es immer „deutscher", bis wir nur noch deutsch sprechen, leise und leicht und bedeutungslos. Mitterrand ist hässlich, aber seine Nähe ist unkompliziert und liebevoll.
Wir betreten ein weitläufiges Restaurant, die Gruppe teilt sich in zwei Hälften, die Rechte mit Mitterrand und mir sitzt locker verteilt an einem hufeisenförmigen Tisch, die Linke mit Margarethe von Trotta ein Stückchen weiter weg am selben Tisch. Weiße Tischdecken, trübes Licht, nichts zu essen, wir sind in Frankreich, das kann dauern, und ich habe Hunger. Nur Schüsseln mit Schokoladenkeksen stehen da, in jeder Schale ein besonderer Keks, er besteht nicht nur aus zwei Hälften mit Schokoladenfüllung dazwischen, sondern ist dick und gewölbt, also üppig gefüllt. Mitterrand beißt herzhaft hinein, die Krümel spritzen, der Keks ist staubtrocken. Mitterrand spitzt mit leichter Verachtung das Schnütchen.
Margarethe schlägt vor, dass wir uns alle an einen Tisch setzen und zusammenrücken. Mitterrand guckt verständnislos in die Runde: „Wozu denn?" Er sitzt jetzt ziemlich allein und scheint es zu mögen.
Das Restaurant befindet sich in einem gigantischen Autopark, auf dem über Nacht weiße Lastwagen abgestellt sind. Die Türen zum Führerhaus und zum Laderaum stehen offen, damit die Räume lüften – eine sehr aufmerksame Firmenleitung!

Aus einem Lautsprecher auf der Straße erklingt die Stimme einer Nachrichtensprecherin: François Mitterrand, der ehemalige Staatspräsident, wurde in einem Restaurant gesichtet und hat sich aus dem Staub gemacht, weil man ihm nachweisen will, was jetzt in einem Kellerfenster sichtbar wird: nackte Kinder, halb in schwarze Seide gehüllt, als Fledermäuse verkleidet. Sie sind Mitterrands ganze Leidenschaft, so wird behauptet. Die nackten Körper zappeln in ihrem Loch und drängen nach draußen, werden aber vom Regisseur zurückgeschoben ins Loch, dort sollen sie ausharren, bis der Fall aufgeklärt ist und sich herausgestellt hat, ob sie Wirklichkeit sind oder eine Erfindung kranker Hirne.

Eröffnung bei meinem Düsseldorfer Galeristen. Eine kleine Veränderung ist angekündigt. Ich betrete den Galerieraum – er ist nicht mehr wiederzuerkennen. Aus den kargen niedrigen Räumen mit kaltem Neonlicht sind hohe Säle geworden, der Künstler hat sie bis zur Decke mit goldenen Mustern überzogen, lauter Paneele aus Blattgold mit unterschiedlichen Motiven, alle abstrakt, aber alle überschwänglich und reich. Die angekündigte kleine Veränderung war ein Trick, sie haben die ganze Ausstellung heimlich über Nacht aufgebaut, um die Kunstgemeinde zu überraschen und sich lustig zu machen über die minimalistische Bescheidenheit, die sich schon mit den ärmlichsten Bildern als Kunst anfreundet. Die Ausstellung zitiert diese Kunstform nur am Rande und schwelgt in großen, üppigen Formen. Das Publikum ist ratlos, aber zugleich breitet sich eine erlöste Feiertagsstimmung aus, wie zu Ostern, wenn endlich das wochenlange Fasten vorbei ist.

Ich gleite in Irland einen Berg hinauf. Die Hügel sind atemberaubend grün, es wird immer schöner, immer steiler, ich sitze in einer Petrischale und gewinne an Fahrt, das Tempo wird beängstigend, ich wähle einen flacheren Winkel, der sich den Bergen besser anpasst, und gerate pfeilschnell in schwindelnde Höhe, überraschende Welt, grün, zerklüftet, neu, hell, dann geht es abwärts, der Boden besteht aus samtig weichem Lehmstaub, es ist ein Genuss hineinzutreten, es wird steiler, vor mir Felsen, das könnte gefährlich werden, doch sie sind ebenfalls aus diesem wunderbar weichen und dennoch festen Staub, ich gleite sanft und rasant hinein, die Talfahrt wird zum rauschenden Absturz, beängstigend und atemberaubend schön. Sie endet in Eleonor, einem nur mittelschönen Dorf.

APPLE-TYRANNEI

Mein Handy-Akku schwächelt. Also musste er noch schnell ausgetauscht werden, bevor ich morgen nach Dresden aufbreche. Am Freitag rief ich bei „Apple Care“ an und die Fürsorgestelle machte mir einen Termin für heute Mittag im Apple-Store an der Königsallee. Woanders gibt es keinen auf die Schnelle.
Der Apple Store an der Kö ist ein Tempel in Kathedralen-Form, erbaut von Herrn Liebeskind. Bis jetzt bin ich immer nur dran vorbeigegangen und habe die armen Ameisen bedauert, die darin herumwuseln. Heute war ich selbst dran. Du betrittst die kirchenschiffhohe Halle und fängst sofort an, hilflos zu rudern: Wo ist einer, der mir sagen kann, wie ich meinen Akku kriege? Es wuseln unzählige Adoleszenten in roten T-Shirts herum und diagnostizieren. Naiverweise dachte ich, ich schnappe mir einen, halte ihm meinen Termin unter die Nase, und das rote Hemd rückt meinen Akku raus.
Tatsächlich fragte der nette Junge, wer ich denn sei, schaute nach, lobte mich dafür, dass ich einen Termin gemacht hatte, bat mich an einen ca. 20 Meter langen Tisch mit Barhockern, auf denen jede Menge Wartende hockten, und sagte, es käme gleich jemand. Jemand kam nicht.
Stattdessen tauchte ein Rothemd auf, schaute erst mich und dann sein iPad an und sagte dann zufrieden: „Ja, anwesend besetzt.“ Dann verschwand er.
Nach einer Weile wurde es mir zu dumm, ich verließ leichtsinnigerweise den mir zugewiesenen Platz und hätte beinahe verpasst, dass mein Betreuer inzwischen aufgetaucht war. Er schüttelte mir die Hand und fragte: „Wie kann ich dir helfen?“ Dabei kannten wir uns gar nicht. Aber gut, ich nahm das Du in Kauf, weil ich inständig hoffte, er würde mir einen Akku verkaufen. Stattdessen musste erstmal eine Diagnose her. Die gibt es schon, sagte ich, aber er fing an, auf seinem iPad herumzutippen und zu wischen, forderte mich dann auf, dasselbe auf meinem Handy zu tun, um am Ende festzustellen, dass ich einen neuen Akku brauche.
Tippen, wischen, tippen, wischen, unterschreiben, „In zweieinhalb Stunden kannst du dein Handy wieder abholen.“
Diesen entwürdigenden Kindergarten nach zweieinhalb Stunden noch einmal betreten zu müssen …!
Ich bin pünktlich zur Stelle, frage ein Rothemd, wo ich mein Handy abholen kann, er sagt, stelle dich bitte an dieser Schlange an. Ich tue, wie mir geheißen, es dauert ewig, nichts bewegt sich, weil vorne der Erste in der Schlange nicht ablassen will von dem Rothemd, das eigentlich der Einweiser ist, und ihm stattdessen flehentlich seinen Laptop entgegenstreckt – bitte hilf mir, meine Daten!
Ich schnappe mir einen indisch und deshalb irgendwie sanft aussehenden 2 Meter hohen Rothemdträger, der auch ganz vernünftig zu sein scheint, mich

aber bittet, mich an einer anderen Schlange anzustellen. Kurz bevor ich dran bin, schiebt ein junger Mann im grauen Anzug seinen aufgeklappten Laptop wie eine von Lepra befallene Angehörige hoch auf Augenhöhe des Einweisers und fleht ihn an, wenigstens einen Blick darauf zu werfen. Der fragt kühl, haben Sie einen Termin? Hat er nicht, aber er ist verzweifelt, die Daten sind weg, keine Back-ups gemacht, bitte helfen Sie mir! Der Einweiser wird weich, schaut einmal kurz in den kranken Laptop und wiederholt dann: „Ohne Termin geht gar nichts." In diesem Augenblick scheint mir, der Flehende geht ein paar Zentimeter in die Knie, macht sich absichtlich kleiner, legt den Kopf auf die Seite und bettelt um sofortige Hilfe. Sofortige!!
So ähnlich muss es ausgesehen haben, als Jesus auf seinem Gang durch Jerusalem von Blinden und Aussätzigen mit erhobenen Händen um Erbarmen angefleht wurde.
Um dem widerwärtigen Schauspiel nicht länger zusehen – und nicht länger warten – zu müssen, kämpfe ich mich durch das Gewusel in der Kathedrale ans hintere Ende, wo man mir einen Zuständigen verheißt. Der kommt auch, findet mich aber nicht in seiner Liste und sagt: „Ihr Handy ist nicht hier."
Schnappatmung. Dann Tobsuchtsanfall.
Seine Kollegin findet das Handy. Überreicht es mir stolz. Lässt mich die Empfangsbestätigung unterschreiben. Und die Rechnung. Zahlungsbetrag: Null.
Das Handy konnte leider nicht repariert werden, weil der Austausch-Akku auch defekt war. Bitte machen Sie einen neuen Termin aus.

Jetzt reise ich mit einer freibaumelnden Batterie – Powerbank genannt – die an meinem Handy hängt wie am Krankenhaus-Patienten der Infusionsbeutel.

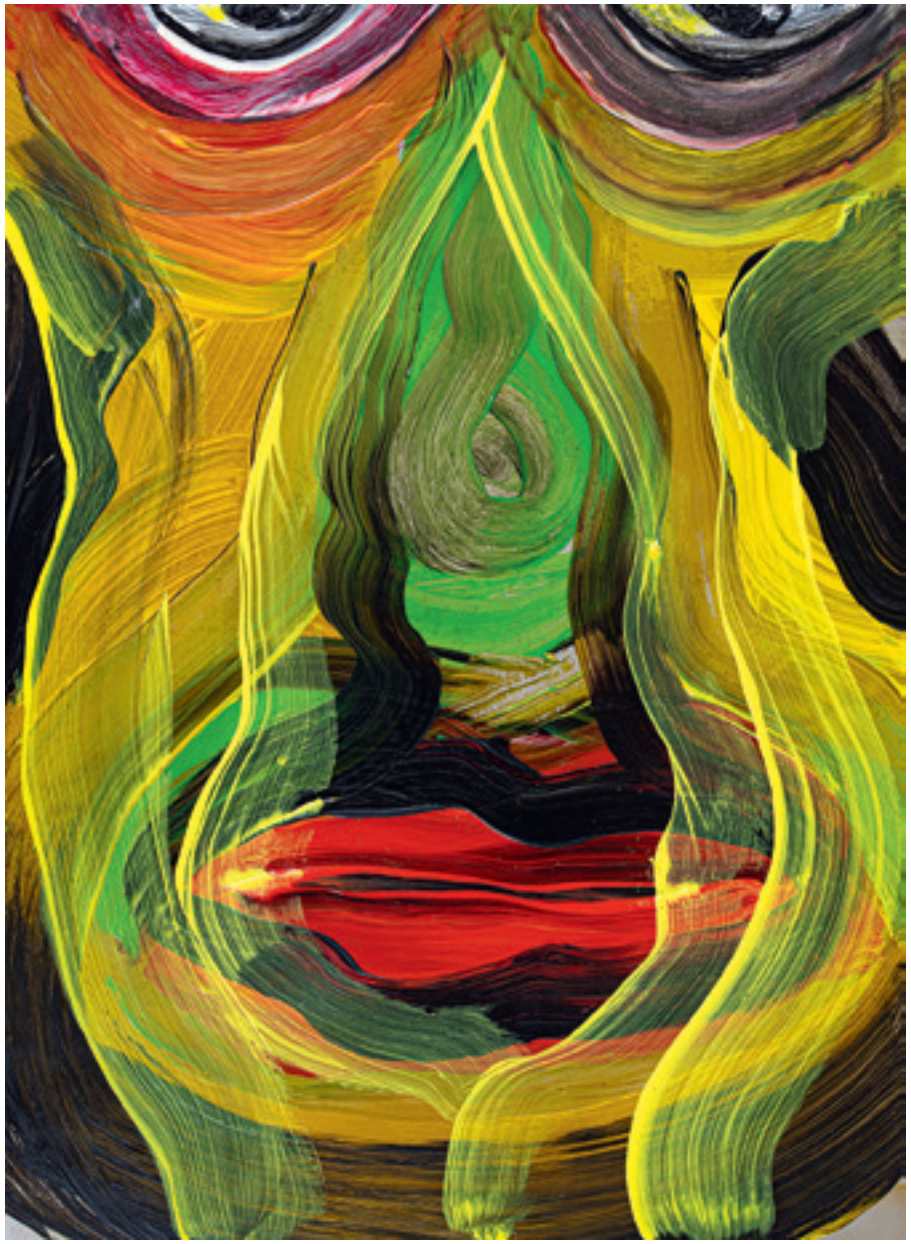
Einkauf in einem Kleintier-Discount. Die Verkäuferin greift tief in das Aquarium und holt mit Kennergriff sechs Fische heraus, jeder an einem Faden baumelnd. Ich will eigentlich keine Fische, aber wenn ich schon da bin … Ich greife ebenfalls ins Wasser und hole ein Fisch-Paar heraus. Es zappelt nur wenig und guckt blöd. Ich lege es achtlos auf den Kassentisch. Die Verkäuferin wendet sich ab. Warum packt sie mir die Fische nicht ein? Merkt sie, dass ich sie gekauft habe, ohne sie zu mögen? Ich fordere sie wenig freundlich auf, mich zu bedienen. Sie greift widerwillig nach den beiden Fischen an den Schnüren, die ruhig, fast leblos auf dem Tisch liegen. Da stellt sie fest, dass ich einem der beiden ein Stück Flosse abgebrochen habe, als ich sie auf den Tisch geknallt habe. Na und? Sind doch bloß Fische. Jetzt reicht es der Verkäuferin endgültig mit mir. Das hier ist ein Ort für Tierliebhaber, sie macht mir klar, dass ich in dem Laden nichts verloren habe. Sie hat Recht, aber ich lasse mir das trotzdem nicht gefallen und will meine Fische eingepackt haben. Aus Prinzip. Wir diskutieren, ich habe die besseren Argumente, die Verkäuferin muss klein beigeben und packt die Fische in eine Tüte. Sie sind inzwischen fast tot. Um die Tüte gibt sie noch eine Tüte, darum noch eine, am Schluss ist es eine von innen aufgeblähte Kugel aus unzähligen Plastiktüten. Ich schleudere sie triumphierend durch die Luft, ecke an einem Schrank an, die Luft entweicht, die Tüten fallen in sich zusammen. Drinnen kämpfen die beiden Fische um ihr Leben, schlagen wild um sich und entfalten eine Kraft, die man diesen beiden zarten, halb toten Wesen gar nicht zugetraut hätte. „Wann haben Sie die letzte Schulung in Fischpflege gemacht?" fragt die Verkäuferin. Vor drei Monaten, sage ich. Dabei habe ich noch nie an so einer Schulung teilgenommen. Wieso braucht man zur Fischpflege eine Schulung? Und wozu braucht man überhaupt Fische?

Theateraufführung mit einer ganz berühmten Truppe, aber von den Mitgliedern ist weit und breit nichts zu sehen, ich muss einspringen und den Abend allein auf der Bühne absolvieren. Das Stück hat keinen Inhalt und endet mit einer ungesungenen Wahnsinnsarie. Mein Körper hebt vom Boden ab und schwebt waagerecht an der Wand entlang. Dabei versuche ich möglichst dramatische Gesten zu machen, halte ein Bein zwischen die beiden halbgeschlossenen Bühnenvorhänge, um seine Amputation anzudeuten, niemand reagiert, das war nicht dramatisch genug, neuer Versuch, ich zerreiße den Vorhang, das gibt wenigstens ein Geräusch, ich schwebe zum Bücherregal, reiße die Bücher heraus, das Finale gelingt. Als krönenden Abschluss werfe ich mich

auf den Boden und kauere wie ein zusammengerollter Embryo zu Füßen des Sofas. Die Zuschauer stürmen die Bühne und beäugen mich. Ich bin nicht sicher, ob ich die Augen schließen oder öffnen soll. Bis es mir reicht. Ich stehe auf und verlasse das Theater, auf dem Heimweg schaue ich noch schnell in einem Beerdigungsinstitut vorbei, wo es günstige Särge im Angebot gibt. Ich werde ohnehin demnächst zwei für meine Eltern brauchen, also lasse ich mir ein paar Exemplare zeigen. Der junge Verkäufer verschwindet im hinteren Teil des Ladens und breitet dann beflissen seine Schätze vor mir aus. Damit ich das farbliche Zusammenspiel von Holz und Fleisch besser beurteilen kann, hat er als Ersatz für die später einmal in den Särgen liegenden Körper verschiedene Sorten Leberwurst mitgebracht, alle Schattierungen von rosa bis gelblich. Liebevoll formt er kleine Leberwurstkügelchen zwischen den Fingern und gießt dazu Wasser in ein Glas.

Ein Werbespot zeigt drei Schildkröten, die zügig nach links wandern, scheinbar, doch sie gehen auf der Stelle und kommen nicht voran. Auf der anderen Seite des Weges geht eine einzelne Schildkröte nach rechts. Sie kommt tatsächlich zügig voran und scheint ein Tonband eingebaut zu haben, aus der eine markige Männerstimme den Text zum Spot spricht: Es sei kein Wunder, dass Deutschland nicht von der Stelle komme, weil es die richtige Schlachtenaufstellung nicht kenne und stümperhaft Krieg führe. Ich gehe hindurch und wende mich um, um zu sehen, wie das mit dem Tonband funktioniert. Doch jetzt ist es kein Werbespot mehr, sondern die Installation eines zeitgenössischen Künstlers. Die Dreiergruppe kommt nun wirklich zügig voran, dafür kommt die einzelne Schildkröte nicht mehr vom Fleck, erzählt aber unablässig, warum Deutschland nicht vom Fleck kommt, und rudert mit den Vorderbeinen. Zugleich stemmt sie sich mit dem linken Hinterbein gegen den Boden und zerrt mit dem ganzen Körper an ihrem rechten Hinterbein – vergeblich. Es steckt in einem Loch. Der Künstler hat es dort fixiert. Bis an ihr Lebensende soll sie dort rudernd vom deutschen Sisyphoscharakter künden. Ich überlege, den Tierschutzverein zu informieren.

Wir wandern durch Lavagestein, das schwarz und grün die Spuren eines Ausbruchs zeigt. Eine tiefe Furche erinnert daran, dass die Lava fast das ganze Haus überschwemmt hätte. Sie ist im letzten Augenblick zum Stillstand gekommen. An einer Steilwand leuchtet blau ein Enzian. Durch einen Stollen gelangen wir an den Victoriasee. Die Wasseroberfläche bäumt sich auf und wölbt sich wie ein Hügel, dann schwappt der See über uns hinweg, ohne uns zu berühren. Glück gehabt, denke ich, aber da zieht sich weit draußen ein Strudel zusammen, das Wasser wird wild und fällt tosend über uns her. Wieder nichts passiert. Dann zieht sich das Wasser zurück und hinterlässt eine spiegelglatte Oberfläche, als wäre nichts gewesen. Darunter schimmert in der Tiefe ein ultramarinblaues Enzianfeld.



LUST FOR LIFE: DER TOD

Mein Vater ist ein klarer Geist und wird zur Furie, die nicht mehr denken kann, wenn er sich auf die Beine stellen will und sie ihn nicht mehr tragen. Er beschimpft mich aus Verzweiflung. In solchen Augenblicken fehlt er mir und ich ihm auch – ich bin weit davon entfernt, sein Verschwinden souverän zu ertragen.
Meine Mutter thront wie eine Diva im Krankenhausbett und erfreut den Chefarzt mit Betrachtungen über Fotografie, die dessen Hobby ist. Sie sonnt sich in einer Teilnahmsfähigkeit, die sie mir ein Leben lang verweigert hat. Derweil stehe ich an ihrem Bett und spüre meine Gesangsstunde ohne mich verrinnen. Wenigstens dass ich singen lerne, wird sie nicht erfahren. Sie zerschlüge es in einem Satz.
Mein Bruder ist gerade unerreichbar. Mittwochabends schließt er seine Psychoanalyse-Praxis und singt Bob Dylan-Songs. Es klingt schräg, aber er lacht dabei über sich selbst, und das lindert seinen Schmerz, der ihm aus dem Mangel an Vater so erwachsen ist wie mir im Fehlen von Mutter.
Wie unerbittlich wir geworden sind! Mein Bruder würde seinen Vater jederzeit ins Heim schicken – und ich würde meine Mutter inzwischen verhungern lassen.
Mein Vater, der sie aus Österreich „entführt hat“, wofür sie ihn – und uns – 60 Jahre lang mit Nahrungsverweigerung bestrafte, muss offensichtlich bis zum Ende dafür büßen. Sie hält uns auf Trab, verliert in regelmäßigen Abständen das Bewusstsein und wacht im Krankenhaus auf, wo wir sie erleichtert empfangen.
Das Eltern-Chaos ist wie eine Welle, die über dir zusammenschlägt, dann tauchst du auf, und bevor du nach Luft schnappen kannst, kommt schon die nächste, schüttelt dich durch, und wenn du endlich wieder oben bist …
Vor 48 Jahren stand mein Vater mit mir als Baby auf dem Arm am Nordsee-Strand, eine Welle warf uns um, sie riss mich aus seinen Armen und dann … siehe oben.
Jetzt also wieder. Auch die Rolle meines Vaters ist die gleiche, die Angst vor dem Unausweichlichen erstickt uns beide.
Als ich aus Paris zurückkam, vergiftete mein Vater sich mit einem Essen, an dem er (aus Sparsamkeit) drei Tage lang geknabbert hatte, bis es so vergoren war, dass er fast daran starb. Er schaffte es noch, mich anzurufen, ich rief den Notarzt und dirigierte ihn nach Essen in die Wohnung meiner Eltern, fuhr in Düsseldorf los und rief meinen Vater von unterwegs an. Er war enttäuscht, weil er zu glauben schien, dass ich kein Auto, sondern einen Helikopter habe, dann hörte ich ihn schreien, stöhnen, weinen …
Als ich ankam, hatten die Nachbarn ihm ein Schürzchen umgebunden, himmelblau kariert mit weißer Spitzenlitze, er hing auf einem Stuhl, vor sich auf dem Tisch ein Kissen zum Kopfdrauflegen, auf dem Schoß den Eimer.

Der Notarzt war schon wieder weg, mein Vater hatte sich geweigert, mit ins Krankenhaus zu kommen. Er stöhnte, schrie und jammerte das ganze Haus zusammen, der zarte Körper wand sich unter Übelkeit und Schmerzen, ich habe ihn gestreichelt und beruhigt, woraufhin er mich wutschnaubend daran erinnerte, dass ich mir gar nicht vorstellen könne, wie schlecht ihm sei. Ich hielt es nicht mehr aus und rief den Notarzt.
Er kam ein zweites Mal, eine zickige Tunte, die mir als erstes einen Vortrag darüber hielt, dass man einen Notarzt nicht zweimal rufen dürfe, was das koste und ob ich nicht wüsste, dass es einen hausärztlichen Notdienst gebe. Nein, sagte ich. Das gehört aber zur Allgemeinbildung, sagte die Zicke.
Mein Vater jaulte derweil unter Schmerzen weiter. Ich hab mich ganz klein gemacht und die Tunte angefleht, ihm Paspertin zu spritzen. „Auf Ihre Verantwortung“, sagte sie und tat es. Als das Zeug in die Vene sickerte, fiel mir ein, dass ich nicht wusste, ob es mit all den anderen Medikamenten kollidiert, aber es war mir egal. Ich wollte, dass er aufhört zu schreien. Ich wollte, dass er erlöst wird. Vielleicht wollte ich auch, dass ich erlöst werde. Der Notarzt verschwand schimpfend. Dann jammerte mein Vater noch ein bisschen und schlief ein. Sein Schnarchen war Musik in meinen Ohren.
Und dann wurde mir plötzlich klar, dass ich gefangen war wie die Maus in der Falle. Ich war allein mit ihm, er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten, beim Pflegedienst war niemand erreichbar, meine Mutter im Krankenhaus, ich konnte ihn nicht allein auf die Füße stellen, aber vor allem: Ich wollte um keinen Preis eine Nacht in der Wohnung meiner Eltern verbringen. Dann kam meiner Mutter am Telefon die rettende Idee: Bring ihn hierher ins Krankenhaus. Sie hat es tatsächlich geschafft, die Ärzte zu bereden, dass sie ihn aufnehmen und zu ihr auf die Station legen. Also musste ich nur noch meinen Vater überzeugen. Aber der schlief. Ich wartete, bis er aufwachte, und erklärte ihm schlechten Gewissens mein Vorhaben, wie ein Dieb, der den Bestohlenen um Nachsicht bittet. Natürlich sagte er nein. Ich ließ ihn weiterschlafen, dann versuchte ich es nochmal. Sofort schlief er wieder ein. Bis ich dahinter kam, dass er sich schlafend stellte. Trotzdem: Er konnte sich nicht aufrichten, nicht einmal alleine trinken, er war ein Häufchen Elend. Dann bekam er mit, dass ich telefonisch einen Krankentransport zu organisieren versuchte – und plötzlich packte ihn der Zorn. Er stand auf, ganz ohne Stock und Hilfe, zog sich die Hose an und sagte: Gehen wir.
Klingt, als wäre er ein Schauspieler, ein Tyrann, der uns alle an der Nase herumführt. Nein, ein Schauspieler ist er nicht, ein Tyrann schon eher, aber ein ganz normaler, einer wie ich es vielleicht auch würde, wenn die Tyrannei das letzte Mittel ist, mit dem man sich vor dem Abtransportiertwerden schützen kann. Wie ein Kind, das sich vor dem Impfen drückt, indem es die wunderlichsten Ausflüchte erfindet, drückt er sich vor dem Krankenhaus – und in der Folge vor dem Altersheim.

Jetzt fängt also das schrecklichste Kapitel an. Oder vielleicht ist es nur das vorläufig Schrecklichste. Mein Vater, der Mann, der mich beschützt hat, der mich Musik hören gelehrt hat, der mich als Teenie zu den Konzerten kutschiert hat, damit ich den von mir verehrten Pianisten aus der Nähe anbeten konnte, der mich zusammengeschissen hat, wenn ich abends zu lang mit Männern aus war, der ein famoser Skifahrer und wunderbarer Erzähler war, dieser Mann duckt sich jetzt vor mir, damit ich ihn nicht aus seinem letzten Refugium zerre.
Und ich schleiche um ihn herum wie ein Fuchs um die Beute, damit ich wieder arbeiten kann, anstatt meine Tage damit zuzubringen, frische Schlafanzughosen zu organisieren, Medikamentenzettel zu suchen, Pflegern hinterherzutelefonieren, Essen auf Rädern ab- und dann wieder her- zu bestellen, zwischen Essen und Düsseldorf hin und her zu fahren, zu trösten und kurz darauf gescholten zu werden für meine mangelnde Aufmerksamkeit sowie die Nachbarn bei Laune zu halten, die er vergrault, weil ein Mann wie er keine Hilfe braucht …
Die Frage ist: er oder ich.
Selbst der Arzt im Krankenhaus schüttet mir sein Herz darüber aus, dass er den Verfall seiner Eltern nicht mehr ertragen kann und keine angemessene Lösung findet, weder für sich noch für die beiden Alten. Und dabei findet er natürlich meine Eltern furchtbar charmant und geistig ungeheuer fit. Ja, alle, die die zwei sehen, sind bezaubert, weil sie einen Charme versprühen, der einem die Sprache verschlagen kann. Man darf ihnen nur nicht zu nahe kommen.

Als ich gestern ins Krankenhaus kam, empfing meine Mutter mich mit ausgebreiteten Armen. Das war noch nie da. Zögernd ging ich darauf ein, aber es gab nicht viel zu umarmen, sie ist so winzig. Ich habe mich gewissermaßen selbst umarmt. Die ungewohnte Geste hat mich an zweierlei erinnert: an Gerhard Richter und an meinen Wellensittich. Als ich mein Examen bestanden hatte, kam Richter zwecks Verkündigung des Ergebnisses aus dem Prüfungsraum und erwartete mich mit ausgebreiteten Armen, was bei dem Eisklotz von Lehrer, der er damals noch war, einer Sensation gleichkam. Und als Kind hatte ich einen Wellensittich, ein ebenso scheues wie stures Vieh, das sich niemals auf meinen Finger oder sonstwas Menschliches setzte und sich jeglicher Vertraulichkeit verweigerte. Nur ein einziges Mal schien er sein Wesen zu vergessen. Er wurde vollkommen zutraulich, flatterte auf meine Schulter, schnäbelte, sprang auf meinen Finger, ließ sich herum tragen und nahm schließlich vergnügt auf meinem Füllfederhalter Platz, so dass ich ihn damit über das Papier des Schulhefts schaukelte. Am nächsten Tag war alles wieder vorbei. Für immer. Ich weiß nicht, was in ihn gefahren war, vielleicht ein hormoneller Ausrutscher. Was Richter angetrieben hat, kann ich mir schon eher denken, eine Anwandlung von Besitzerstolz vermutlich. Ich habe

es genossen. Aber was bei meiner Mutter dahintersteckt, kann ich ziemlich genau erkennen: Sie hat Angst vor mir. Der Spieß hat sich umgedreht. Früher hat sie mich abgeschoben, jetzt fürchtet sie, dass ich sie abschiebe. Dabei habe ich nichts mehr verhindern wollen als eine Situation, in der es nach Abrechnung riecht. Ich habe nichts abzurechnen. Und vor allem nicht zu richten. Und doch bin ich – gemeinsam mit meinem Bruder – jetzt unversehens zur Instanz geworden, die die beiden Alten für sich einzunehmen suchen, damit sie nicht im Heim landen. Aber Gott sei Dank halten sie die Rolle nicht durch. Mein Vater schimpft wie ein Rohrspatz, und meine Mutter macht zumindest meinem Bruder wieder Vorwürfe. Trotzdem ist diese reflexhafte Umkehr der Autoritätsverhältnisse eine abgrundtiefe Perversion; Eltern und Kinder umschleichen einander, darauf lauernd, was der andere im Schilde führt. Mein Bruder und ich sammeln heimlich Prospekte und Telefonnummern von Altersheimen, lassen uns von den strahlenden Senioren auf den Prospekt-Fotos beruhigen, und ich versuche mich an den Gedanken zu gewöhnen, indem ich den Begriff „Altersheim“ durch „Betreutes Wohnen“ ersetze. Und meine Eltern ahnen alles. Ich bin Judas, der Kuss kommt noch.

Theater aus Lettland am Frankfurter Schauspielhaus: Zwei Stunden ohne ein Wort, sehr gut gespielt, fünf alte Leute, die man wie ein Voyeur bei ihren alltäglichsten Verrichtungen beobachtet. Es ist oft witzig, und das stört mich: wenn zum Beispiel die alten Klappergestalten ihre Kleider ausziehen und darunter verrutschte Schlafanzughosen oder schlabbrige Schießer-Unterwäsche zum Vorschein kommt.
Als ich vor ein paar Tagen meinen Vater besuchte, trug er einen Krankenhaus-Schlafanzug, viel zu groß für das zarte Männlein, mit Leukoplast am Bauch zusammengehalten, die Hose seltsam ausgebeult. Ich hatte bei der Einlieferung seine Vorlagen vergessen (seit einem Sturz, bei dem ihn meine Mutter mit zu Boden riss, so dass er hilflos neben seiner bewusstlosen Frau lag und sich nicht selbst auf die Füße stellen konnte, ist er inkontinent). Ersatzweise hatte er sich eine zusammengefaltete Unterhose meiner Mutter in die Hose gelegt, um die Tropfen aufzufangen. Natürlich hätte er genug eigene Unterhosen in seinem Krankenhaus-Schrank, aber es musste die von meiner Mutter sein. Statt zu begreifen, warum er das tat, rannte ich zur Schwester, um Vorlagen für ihn zu holen. Aber die wollte er nicht. Ich drängte sie ihm auf, er wehrte sich und wurde böse. Als ich später meine Dämlichkeit begriff, war es ein schneidender Schmerz. Nicht komisch.

Nach all den Katastrophen der letzten Monate hat sich die Situation mit meinen zwei Alten ein bisschen stabilisiert, sie sind wieder zu Hause und geben sich rechte Mühe, keine Fälle fürs Altersheim zu sein. Und da es heute Morgen so aussah, als käme der Sommer für einen Tag in Deutschland vorbei, habe

ich mir vorgenommen, nach Essen zu fahren, die beiden in meinem mickrigen Micra zu verstauen und mit ihnen an den See zu fahren. Natürlich hat sich meine Mutter gesträubt. Oh Gott Kind, Kaffee trinken in einem öffentlichen Café ist viel zu teuer, lass uns doch zu Hause Kuchen essen. Ich habe drauf bestanden, dass ich nur komme, wenn sie in einen Ausflug einwilligt, wozu sie sich natürlich nicht so einfach bereit erklären konnte, während mein Vater nach einem Verlassen der Wohnung, welches nicht einem Arztbesuch dient, geradezu lechzte. Aber er ist ja jetzt nicht mehr der Pascha, weshalb er artig sagt: „Da musst du die Mutti fragen." Die Mutti!
Ich habe die Mutti nicht gefragt, sondern bin einfach so früh hingefahren, dass ich sie gerade am Ende des Mittagsschlafs erwischte und sie noch nicht die Chance hatten, den häuslichen Kaffeetisch zu decken.
Ich klingle (Schlüssel hab ich keinen, ich will nicht diejenige sein, die sie tot in der Wohnung findet), es dauert wie immer beunruhigend lange, so dass ich mir schon die nächsten Schritte überlege, wie ich in die Wohnung käme, wenn sie nicht öffnen … Dann geht die Tür auf und ich stapfe erleichtert nach oben. Die Etagentür ist angelehnt, drinnen kein Laut, ich schiebe sie vorsichtig auf, da steht mein Vater im Gegenlicht und grinst: Er ist gerade aus dem Bett gestiegen, seine nackten, säbelkrummen Beinchen stecken in dunklen Socken, er hat keine Schuhe an und keine Hose, aber ein kariertes Hemd, das ihm bis auf die Oberschenkel reicht, und zittert vor Lachen: Er weiß genau wie er aussieht, seine wenigen Haare stehen, vom Schlafen zerzaust, seitlich ab wie kleine Teufelshörner, neben ihm sitzt seine Frau in Schießer-Unterwäsche, noch verschlafener als er, ihre weißen Haare winden sich wie angelutschte Zuckerwatte um das zerknautschte Gesicht, und er hat das Ganze inszeniert. Während meine Mutter sich geniert, genießt mein Vater dieses Bild und wartet, bis ich in Gelächter ausbreche. Seine diebische Freude feuert mich an, bis mir die Tränen kommen: Er hat mir dieses Bild geschenkt und triumphiert – die Überraschung ist ihm gelungen!

Wieso bin ich eigentlich so bissig heute? Vielleicht, weil ich bei meinen Eltern war? Dabei in angenehmer Begleitung, mit meinem österreichischen Lieblingscousin, der extra zum Plaudern für zwölf Stunden aus Wels angereist ist (neun Stunden mit dem Zug her, neun Stunden zurück). Sein Vater stand zu meiner Mutter wie ich zu ihm: Wenn sie nicht verwandt gewesen wären, wären sie ein Paar geworden. Jetzt aber ist sein alter Vater noch vital und fit, während meiner kaum noch laufen kann und sich die Tränen nur verkneift, weil ein Mann in Anwesenheit eines Mannes nicht weint. Aber er kämpft gegen sich selbst, und meine Mutter versucht die Qual mit einer Stimme zu übertönen, die sich vor Anstrengung schier überschlägt – vielleicht mag ich deshalb keine hohen Töne mehr. Und immer geht es um Kuchen! Iss noch ein Stück, nimm doch noch was, vor allem, wenn mein Vater etwas sagen will:

Iss doch noch was! Immer zwei Oktaven höher als mein Vater. Mein Cousin ist dabei entspannt und lacht. Er hat ja auch gut lachen: einen Vater, mit dem er sich nicht streitet, sondern auf Reisen geht. Die Donau rauf, die Donau runter. Allerdings hat sich in derselben seine Mutter vor ein paar Jahren ertränkt. Nicht ohne vorher auf einer Bank am Ufer ihren Pass zu hinterlegen, damit ihr Mann sie nicht identifizieren musste. Sie war immer schon sehr ordentlich. Ihre Vanillecreme schmeckte mir als Kind besonders gut. Und mein Cousin war als Kind wegen seines roten Tretautos überaus attraktiv für mich. Die ganze Familie war im Gegensatz zu meiner, wo ständig debattiert und diskutiert wurde, ein Hort der Sanftheit und der Freundlichkeit. Und dann inszeniert die Mutter ihren Selbstmord auch noch so rücksichtsvoll, dass bis heute keiner weiß, warum.
Meine gereizten Nerven verdanke ich aber zur Zeit auch dem Zustand meines Vaters, den ich vor ein paar Tagen so sah, dass ich mich bisher nicht getraut habe, es zu beschreiben. Er war bisher mit seinen 92 Jahren ein faltenloses Phänomen. Weder sein Gesicht noch sein Körper wies auch nur eine einzige Falte auf. Dann klagte er über Juckreiz. Ich dachte, aha, er fühlt sich nicht mehr wohl in seinem schwächer werdenden Körper, und kaufte ihm ein Fläschchen Babymilch. Da sah ich plötzlich einen Körper, nein ein Gerüst, an dem in schlaffen Beuteln Falten hingen, keine Haut, nur schwere, schrumpelige, schorfige Runzeln, hilflos baumelnd, aber hilflos waren nicht die Runzeln, sondern er, der es wusste und fühlte, sich wohl erinnernd an den Männerkörper, in dem er neun Jahrzehnte gesteckt und der ihn nun verlassen hat, ihm nichts als einen Haufen Verfall bescherend. Wir waren beide sprachlos, es fiel mir schwer, ihn zu berühren – noch nie habe ich zuvor gezögert, meinen Vater anzufassen – dann tat ich es doch und spürte die rauen Borsten seiner schorfigen Haut, mich erinnernd an die Zunge eines Kälbchens, die ich als Kind in der Erwartung warmen, zarten Fleisches streichelte, und dann war es ein Reibeisen.
Morgen fahre ich mit ihm ein Heim besichtigen. Natürlich nur für den Fall einer eventuell nötigen Kurzzeitpflege. Judas schleicht sich auf Samtpfoten an.

Gestern Abend gab es ein Bild, das mich überrascht hat: Ich hatte das Genick meines Vaters massiert, weil es steif war von der vielen Angst vor dem Fallen, dann lag er im Bett, ein Gläschen Chardonnay intus und um den Hals ein Schafsfell, in das ich ihn eingehüllt hatte wie in ein zartes, anschmiegsames Schäfchen. Sein kleines Gesicht strahlte zufrieden. Dass er mich von unten ansehen musste, war nicht demütigend, sondern entspannt genossen. Dieses Bild hatte ich heute Nacht vor Augen, als ich aufwachte und mich wie immer zu fürchten begann vor dem klingelnden Telefon, das die nächste Katastrophe vermeldet. Ich dachte: Wenn er heute Nacht stirbt, so eingekuschelt in das weiße Fell, so vergnügt und behaglich, dann bin ich nicht schockiert, sondern zufrieden.

Natürlich ist er nicht gestorben, sondern hat mittags und abends das Geschirr abgewaschen. Und ich hatte den Pflegedienst angewiesen, ihn jeden Tag zu waschen!

Gerade hatte ich mich ein bisschen in die endlich entstandene Leere versenkt und damit begonnen, meine Arbeit zu sichten, da ging die elterliche Alarmglocke. Vater angeblich verwirrt, Mutter hysterisch. Raus aus den Gedanken, rein in die rote Kiste, in Essen angekommen: Vater steht friedlich lächelnd da, Mutter immer noch hysterisch, den Kopf zur Seite und ein wenig schräg nach unten geneigt, wie eine Pieta, ihr Schicksal betrauernd. Ach, seufzt sie vorwurfsvoll. Den Arzt soll ich rufen, sagt sie. Aber warum? Um Gottes willen, ruf ihn! Ich fasse meinen Vater bei der Hand, der Druck ist normal, er war nur aus einem bösen Traum erwacht und ein bisschen durcheinander. Jetzt ist er wieder klar und freut sich des Lebens. Um Gottes willen, ruf den Arzt! Warum? Ein Schlaganfall vielleicht! Nein, sage ich, das ist kein Schlaganfall. Ach, sagt meine Mutter und neigt enttäuscht den Kopf. Sie will meinen Vater loswerden, weil sie den Druck nicht mehr aushält. Den Druck der Angst vor seinem Tod und den Druck der anstrengenden Pflege, solange er lebt. Ich verstehe, dass es meine Mutter ist, die Hilfe braucht und rufe den Hausarzt an. Sag ihm um Gottes willen, dass er kommen soll, fleht sie. Ich nehme das Mobiltelefon, verschwinde in einem anderen Zimmer und sage ihm, dass er nicht kommen, dafür aber mit seiner Stimme meine Mutter von der Palme holen soll. Ja, sagt er, mache ich, er redet zwei Minuten mit ihr, und ihr verkrampfter Körper löst sich, die Entspannung ergreift förmlich Besitz von ihr, „danke danke Herr Doktor", sagt sie unterwürfig und sinkt auf ihren Stuhl wie ein Häufchen Körper. Anschließend kriegen die beiden noch Kaffee und Kuchen, dann Abflug.
Jetzt sitze ich hier und könnte mit der Arbeit anfangen, aber das ist Hirnakrobatik. Und ich bin müde. Ob ich so jemals einen Überblick über das kriege, was sortiert sein will für die nächste Ausstellung?

Bin müde, ausgelutscht und traurig über all das Elend, das das Alter über meine Alten bringt … aber irgendwie bin ich auch stolz, dass es mir gestern gelungen ist, aus meinem raunzenden, garstigen, theatralisch wimmernden, halb verdursteten Vater mit seinen aufgesprungenen Lippen ein zufriedenes Hutzelmännlein mit rosigem Gesicht, glücklichem Lächeln und sogar ein paar neugierigen Fragen nach meiner Arbeit für das Mannheimer Museum zu machen. So hat meine Mutter wenigstens ein paar Stunden Verschnaufpause, bevor er wieder anfängt, sie mit seinem Leiden an sich selbst zu tyrannisieren. Er kann so ein charmantes Kerlchen sein, wenn er aus seinen Kissen heraus schmunzelt, aber er kann auch ein furchterregender Kotzbrocken sein, der unser aller Angst vor seinem Tod für seine Szenen nutzt. Währenddessen

quält meine Mutter sich mit der Vorstellung, dass man sie im Sarg zur Tür hinaus trägt, was sie mir zwecks Erleichterung erzählt, womit sie mich gleich mitzieht in ihren ewig lauernden Abgrund. Aber da habe ich heute ausnahmsweise mal einen Riegel vorgeschoben. Den Fall kann mein Bruder übernehmen, wofür hat man schließlich einen Psychoanalytiker zum Bruder.

Heute habe ich mein letztes bisschen Vater in einem orangenen Tuch aus dem Haus tragen lassen – dann hinter dem Notarztwagen hergefahren, zwei Stunden in der eisgekühlten Notaufnahme neben diesem vollkommen ausgetrockneten Männlein gesessen – mir unterdessen von ihm erklären lassen, warum er nichts trinkt: „Och, das fand ich überflüssig" – in der Zwischenzeit wurde noch eine alte Dame, furchtbar dünn, aber edel gekleidet und allein, mit einer blutenden Platzwunde am Kopf gebracht, außerdem eine Chinesin, die sich die Zunge abgebissen hatte, aber wenigstens war sie nicht allein, und eine alte Frau, die immer wieder vor sich hin jammerte: „Nein, das kann nicht sein, das ist nicht wahr … ganz allein?" Sie war allein. Die ganze Zeit dachte ich an meinen gestrigen Besuch in Mannheim, wann ich endlich anfangen kann, die Eindrücke von dem Gespräch mit der Museumsleitung zu verarbeiten, und spürte sie mir förmlich durch die Finger rinnen. Also habe ich mich – wieder zu Hause – erstmal ein Stündchen schlafen gelegt. Danach war ich toter als zuvor. Also bin ich eine Runde laufen gegangen, danach ging's auch nicht, habe stattdessen irgendein blödes Heizungsrohr gestrichen, meinen Vater zu vergessen versucht, meine weinende Mutter am Telefon getröstet, überlegt, wie ich den verdammten Pflegedienst zur Raison bringe – wir zahlen einen Haufen Geld dafür, dass das Klo trotzdem ungeputzt und mein Vater dehydriert ist, aber vielleicht liegt's auch an seiner Widerspenstigkeit? – und jetzt bin ich so müde, dass ich gerade noch mein Geschirr abwaschen kann.

Ich arbeite zwar an dem Entwurf für Mannheim, indem ich mich mit dem kurfürstlichen Absolutismus beschäftige, mit dem Frankenthaler Porzellan, den Mannheimer Stadtplänen aus dem 18. Jh., die mehr Kneipen als Wohnhäuser ausweisen, den glupschäugigen Herrschaftsporträts, der kolonialistischen Verblendung, die ein wenig dem Rassismus meiner Mutter ähnelt … und schon bin ich wieder bei meinen Eltern. Zwar ist heute mein Bruder bei ihnen, nachdem ich heftig mit ihm geschimpft habe wegen seiner männlich-vornehmen Zurückhaltung, aber es gibt auch dann kein Entkommen aus der lichtlosen Höhle, in die uns der bevorstehende Tod gezwungen hat. Wir warten auf ihn und fürchten ihn, ruhelos und starr wie das Kaninchen vor der Schlange. Wir versuchen ihn auszumachen – wird er morgen eintreten oder in einem Jahr? Wird er schnell kommen oder schleichend? Sind die Verwirrtheit der beiden und das Fieber seine Vorboten? Oder hält er uns wieder zum Narren, wie schon so soft? Ist das Händeringen und Schluchzen meines Vaters über

das „bevorstehende Ende“ ein Hinweis darauf, dass der Tod kommt, oder ist es Theater? Oder ist es nichts als seine panische Angst vor dem Ende, dem er so wenig gelassen gegenübersteht wie ein Zwanzigjähriger? Sind seine Vorwürfe, weil ich den Besuch heute an meinen Bruder delegiert habe, um zu arbeiten, ein Hinweis darauf, ihn nicht in der letzten Stunde allein zu lassen? Und ist die Tatsache, dass ich trotzdem nicht arbeiten kann, sondern nur so tue als ob, ein Vorbote seines Todes? Sollte ich darauf hören und den ganzen Tag bei ihm bleiben, weil es vielleicht sein Letzter ist? Oder ist es – wie schon so oft – keineswegs der letzte Tag? Das Anrücken des Todes macht uns blind und wirr, es ist entwürdigend und keineswegs erhaben. Wir strampeln wie die Nichtschwimmer, die verzweifelt versuchen, den Kopf über Wasser zu halten und schlucken dabei Unmengen Wasser. Ich habe mir nicht vorstellen können, jemals den Tod meiner Eltern herbeizuwünschen. Jetzt tue ich es.

Eigentlich wäre das heute mein Tag gewesen, frei, um zu arbeiten, während mein Bruder sich um meine Eltern kümmert. Doch kaum ist er wieder auf dem Weg nach Frankfurt, bricht mein Vater in ein Lamento über seinen furchtbaren Zustand aus, nachdem er zuvor meinem Bruder von den zarten Händen der Krankengymnastin vorgeschwärmt hat. Ich verspreche, ihn morgen zu besuchen und gehe in die Bibliothek. Das Handy klingelt, mein Bruder, wieder in Frankfurt, verhandelt mit mir die Prognosen der Ärzte (gar nicht so schlecht), ich fahre nach Hause, auf dem Anrufbeantworter ist meine schluchzende Mutter, die von meinem Bruder nichts gehört hat, der doch bei meinem Vater im Krankenhaus gewesen sein muss, bevor er nach Frankfurt weiterfuhr, sich aber seither nicht gemeldet hat, was doch wohl nur heißen kann, dass mein Vater gestorben ist und er es ihr nicht sagen will … Ich tröste und beruhige sie, dann vertiefe ich mich in meine Arbeit für Mannheim, bis mein Bruder anruft, um ein bisschen mit mir darüber zu streiten, dass er wegen einem Notfall nach Essen gefahren sei, der eigentlich gar keiner mehr war, als er ankam, weil ich schon aufgeräumt hatte, und dass er sich „vor sich selbst und seinen Kollegen“ schäme, wenn er sich solche Weichheit leistet … Schließlich sind wir beide müde, versöhnen uns, ich nehme mein Mannheim-Buch, das Telefon klingelt, meine Mutter sucht meinen Bruder. Ich hab gerade mit ihm telefoniert, sage ich. Ist er denn weggefahren, ohne sich zu verabschieden, fragt sie. Ich verspreche, meinen Bruder anzurufen, damit er sie anruft, auf dass sie seine Stimme hört. Aber bei meinem Bruder ist besetzt. Ich suche im Schrank ein Glas, gieße mir Rotwein ein, setze das Glas ans Ohr und nehme das Telefon an den Mund. Schließlich kommt mein Bruder mir zuvor, es klingelt, ich nehme ab, melde mich mit meinem Namen, und als ich meinen Bruder höre, sage ich: „Mutter!“ Eine Verwechslung. Zum Abschluss gesteht er mir noch, dass meine Mutter heute Nacht durch die Wohnung gegeistert ist und erzählt hat, dass sie im Traum beim Papst war, aber leider aufs Klo musste …

Mein Vater ist weg. Da haben wir alles so hübsch vorbereitet für seine Rückkehr aus dem Krankenhaus, ein Super-Pflegebett, das gar nicht nach Pflegebett aussieht, sondern wie ein nobles Hotelbett, mit allen Schikanen zum Rauf- und Runterfahren, selbst die Gitter sind dezent hinter Holzplatten versteckt, dazu einen 1 A-Rollstuhl, der genau durch die Türen passt, ein richtiges Papamobil, alle Teppiche weggeräumt, damit er nirgends stecken bleibt, und was macht der Alte? Klettert mitten in der Nacht aus dem Bett, aus Protest, weil man ihn nicht alle halbe Stunde aufs Klo bringt, also seinem analen Spleen frönt, denn das ist es. Er muss nämlich nicht. Aber mit seiner verrückten Fixierung auf Exkremente, die gar nicht da sind, hält er alle auf Trab. Und wer nicht gehorcht, der kriegt es mit seinem Zorn zu tun. Der alte Mann baut sich mit den letzten Resten seiner Männlichkeit auf und stolpert darüber. Zu reden ist nicht mehr mit ihm. Seine Beziehung zum Klo ist ein Wahn. „Das ist nicht mehr dein Vater“, sagt mein Bruder zum Trost und meint damit, dass er nicht mehr ansprechbar ist. Es stimmt. Mein Vater ist wohl wirklich weg. In der letzten Zeit, als er mehr und mehr anfing, uns alle mit seinen Klogeschichten zu quälen, ist vor meinen Augen das Bild meines Vaters als Müllhaufen entstanden. Ich habe mir nicht vorstellen können, dass man in solche Abgründe rutschen kann. Er … und ich auch.

Jetzt haben wir noch zwei Möglichkeiten: ihn laufen lassen und warten, bis er sich etwas bricht (denn er kann nicht mehr laufen), dann kommt er ins Krankenhaus und stirbt unter Schmerzen. Oder ihn ins Heim bringen, was für ihn und mich der größte Horror ist, dort wird er dann sediert und, wenn’s nicht reicht, im Bett fixiert.
Vielleicht ist mein Vater doch nicht weg, und ich stelle mir das bloß vor, damit es erträglicher wird.

Nachdem mein Bruder ihn zur Sau gemacht hat, hat mein Vater kapiert, dass er nachts nicht aus dem Bett klettern kann, ohne am nächsten Tag im Heim zu landen, und ist heute Nacht brav gewesen. Der Mann, der mich hören und sehen gelehrt hat, gehorcht wie ein Kind. Die Demütigung gehört zum Programm seiner Bewahrung vor dem Pflegeheim. Ich werde ihn demütigen, wenn er sich anschickt, wieder aus dem Bett zu klettern, damit ich ihn nicht ins Heim schicken muss. Und ins Heim schicke ich ihn nur deshalb, weil ich meine Arbeit nicht machen kann, solange ich seine Exkrementengeschichten ständig am Hals habe. Sein Leben oder meins.
Klingt, als wäre dies die Geschichte einer besonders problematischen Familie. Ist es aber nicht. Im Gegenteil. Im Dorf, aus dem ich komme und in dem meine Eltern jetzt noch leben, galt unsere Familie als hoch angesehen, intelligent, sehr sozial, kontaktfreudig, einfühlsam, bescheiden und harmonisch. Freunde meines Bruders und von mir waren immer willkommen und kamen

gern. Auch Alexander, mein Mann, war beeindruckt von dieser Familie. Bis er vor ein paar Jahren zum ersten Mal einen menschenverachtenden Unterton hörte, der ihn und mich stutzig machte. Das heißt, mich eigentlich nicht, ich wusste es immer, dass dahinter etwas schlummert, das meine Mutter aus ihrer österreichischen Heimat mitgebracht hat. Aber ich habe mich auch gesonnt in dem Gefühl, aus einer besonders liebenswerten Familie zu kommen, wo die Eltern Gefangene betreuten, in soziale Brennpunkte gingen, um den Benachteiligten zu helfen, und immer irgendwelche Entwicklungshilfeprojekte unterstützten. Erst als sie schwächer wurden, die beiden Alten, kam nach und nach zum Vorschein, was ihnen mit ihrer sozialen Ader zu übertünchen gelungen war – selbst meinem Bruder gegenüber, wie ich dachte. Doch jetzt erfahre ich, wie sehr selbst er, den ich immer für den Glückspilz in unserm Clan gehalten habe, gelitten hat unter der Doppelbödigkeit in dieser „glücklichen" Familie. Jeden Tag hoffe ich, wenigstens eine Lehre aus all dem ziehen zu können, damit sich die Folter der Erkenntnis lohnt, aber es scheint Erkenntnisse zu geben, die nicht belohnt werden.

Es ist eine seltsame Schwäche, die mir das Hirn und die Knochen aufweicht, sobald ich das Krankenhaus verlasse. Solange ich neben meinem Vater sitze und seine Hand halte, bin ich noch einigermaßen fit. Immerhin wehrt er sich nicht mehr, sondern wartet. Und ich mit ihm. Wir haben das „Es wird schon wieder"-Spiel aufgegeben und reden Klartext, was darin besteht, dass er vom bevorstehenden Ende spricht und ich ihm nicht mehr widerspreche.

Gestern war Dankeschön-Tag, da hat er sich ununterbrochen bei allen bedankt, hoch dramatisch und schluchzend, bis ihm die Kraft ausging, so dass sein Totenköpfchen zur Seite sank, dann wurde eine Runde geschlafen und anschließend ging die Bedankerei weiter. Vielleicht ist es aber auch nur eine Methode, um sich die Warterei ein wenig zu verkürzen, das Warten auf den Tod mit Dramatik zu würzen. Er ist theatralisch bis zum Schluss.
Die überraschendste Show hat er mir vorgestern geliefert. Mein Bruder hatte mir schon vor geraumer Zeit gesagt, das Verhältnis meines Vaters zu seinen Ausscheidungen sei ein „anal-erotisches", und ich dachte, der Herr Psychologe spinnt. Aber dann habe ich das Stöhnen gehört: „Ja, jetzt kommt es! Das Wasser kommt! Ja, Ja, jetzt …" und dann aus vollem Herzen ein erlöstes „Aaaaahhhh". „Tut dir das gut?" frage ich. Ja, sagt er, es ist eine solche Erleichterung! Dann will er, dass ich seine Zähne suche. Ich gehe ins Bad, da geht es wieder los. Ein Stöhnen, so unverwechselbar und dröhnend, das „ja, ja, ja" heftig wie bei einem Mann auf der Höhe seiner Kräfte, dass mir fast das Gebiss aus der Hand rutscht. Am Schluss lässt er sich fallen in ein erlöstes „Aaaaaaaaaahhhhhhhhhhh" und liegt, als ich aus dem Bad komme, mit zufriedenem Lächeln in seinem nassen Bett. Na wunderbar, denke ich, da

hat er wenigstens noch etwas zum Genießen. Sein Bett-Nachbar ist gerade ausgeflogen.
Abends erzähle ich es meinem Bruder, der sich grämt, dass unser Vater diese Show sogar im Krankenhaus macht und die ganze Familie damit in Misskredit bringt.
Und im Fernsehen behauptet Kardinal Meissner anlässlich des sterbenden Papstes, den Herr Geissler wegen des Kondom-Verbots zu kritisieren wagte, dass die Enthaltsamkeit immer noch das beste Mittel sei, nicht krank zu werden, der Mensch sei schließlich kein Tier, das seine Triebe nicht zu zähmen vermag. „Oder haben Sie schon mal erlebt, dass jemand von Enthaltsamkeit krank geworden ist?" fragt er mit spitzen Fingern gestikulierend in die Kamera. Ich beschließe, meinem Vater sein letztes Vergnügen nicht auch noch zu nehmen.
Insgeheim hoffe ich, dass er in solch einem Augenblick der Lust stirbt, dann hätte sich die ganze Plackerei vor dem Tod vielleicht doch noch gelohnt. Aber die Chancen stehen schlecht, er wird in den nächsten Tagen in ein Pflegeheim verlegt. Meine Mutter hat es so gewollt. Ich hatte alles so schön vorbereitet für eine 24-Stunden-Pflege zu Hause, die Krankenschwester hätte ihr eigenes Zimmer mit eigener Dusche, aber eine fremde Person in der Wohnung, noch dazu eine Polin … nichts für meine Mutter. Und ihn ins Heim begleiten will sie auch nicht: „Den ganzen Tag neben einem todkranken Mann, nein."

Ich weiß manchmal nicht mehr, was ich denken soll. Aber da bin ich nicht allein. Als mein Bruder letztes Wochenende eine Nacht bei meiner Mutter verbrachte, hat er am nächsten Tag mit mir gestritten wie ein altes Huhn, in Worten, die ich bislang nicht von ihm kannte, mit einer Dramatik, die so überzogen war wie früher bei meinen alten österreichischen Tanten, die wegen irgendeines Gerüchts dreißig Jahre nicht mehr miteinander sprachen. Er war mir plötzlich völlig fremd, und das war eigentlich der schlimmste Augenblick der letzten Wochen.
Nicht das Sterben meines Vaters, nicht die Verrücktheit meiner Mutter – meinen Bruder zu verlieren, das wäre wirklich unerträglich. Es hat sich aber Gott sei Dank zwei Tage später, als er wieder bei sich und zu Hause war, in Wohlgefallen aufgelöst: „Ich wusste nicht mehr, was ich denken sollte", sagte er, „in diesem Milieu wird man meschugge."
Könnte es sein, dass einen das langsame Sterben der Eltern meschugge macht? Es ist eine Zange, die man nicht abschütteln kann, höchstens verdrängen, aber die Druckstellen schmerzen auch dann.
Als mein Vater am Karfreitag zum zweiten Mal ins Krankenhaus eingeliefert wurde, war er schon fast tot, aber die Aufgabe der Ärzte war es, ihn zurückzuholen. Ich war nicht dabei, konnte also nicht eingreifen, zum Beispiel mit der Frage, ob das sein muss, hätte es aber wohl auch nicht getan. Aus Angst.

Als ich ins Zimmer kam, atmete er schon wieder tief und fest, war aber nicht bei Bewusstsein, reagierte nicht auf mich, ich nahm seine Hand, da gab es einen leichten Druck, der sich ganz langsam aufbaute, ich blieb bei ihm stehen, redete leise auf ihn ein, dass er keine Angst zu haben brauche, was sich unendlich blöd angehört haben muss aus dem Mund eines Angsthasen, der selbst vor Schreck kaum auf den Beinen stehen kann. Dann, ganz plötzlich, hörte er auf zu atmen und ließ meine Hand ruckartig los. Ich blieb stehen, rührte mich nicht vom Fleck, überzeugt, dass ich mir das einbilde, drückte seine Hand, nichts, rief ihn an, nichts, schüttelte ihn, nichts, ich wartete ..... endlos, dann zog ich meine Hand zurück und rannte ins Schwesternzimmer: „Ich glaube, er hat soeben seinen letzten Atemzug getan." Genauso poetisch gestelzt kam der Satz aus mir heraus, ich spürte mich innerlich zerfallen. Vielleicht war der aufgeblasene Spruch eine Stelze für ein inneres Gerüst. Ich hatte sehr viel Zeit und konnte mir selbst zuhören, alles war gedehnt. Drei Schwestern stürzten gleichzeitig ins Zimmer: er begann wieder zu atmen. Eine der Schwestern fing mich auf, als ich am Türpfosten hinunterrutschte.

Das Arbeiten ist nach solchen Szenen nicht leichter, mein Hirn ist blockiert. Karsamstag dachte ich, ich riskiere mal einen Sprung in eine Kirche, geriet tatsächlich gerade in die letzten Augenblicke der stummen, dunklen Kar-Phase, die Gemeinde schleppte sich durch einen orgellosen Gesang. Dann ging das Licht an – mithilfe eines Dimmers! – die Orgel setzte ein – nichts von Brausen, lahmes Spiel – und dann behäbig die Gemeinde: Es klang, als hätten sie eins von den Beruhigungsmitteln genommen, mit denen man meinen Vater im Heim sedieren wird, wenn er dort seine Stöhnnummer abzieht.

Mein Vater hat heute – nachdem der Arzt gestern gesagt hat, dass er stirbt – mit dem Sterben vorübergehend aufgehört ... und fragt mich, wann die Papstwahl beginnt. Er erzählt von der Kartoffelsuppe heute Mittag, der ersten festen Nahrung seit Wochen, die keiner ihm mehr zugetraut hat, schläft, und fängt dann wieder mit dem Verabschieden an: Es betrübe ihn keineswegs, dass er nun bald gehen müsse, sagt er und bricht in Schluchzen aus. Zu meiner Rettung kommt die Schwester herein und misst den Blutdruck. Dann freut er sich zwei Minuten lang des Lebens. „Bis er halt durchgeschnitten wird, der Faden", sagt er. Mit unüberbietbarer Intelligenz frage ich: „welcher Faden?" und versetze mir unmittelbar darauf in Gedanken einen Tritt. „Der Faden, an dem ich hänge", sagt er. Dann wird wieder geschlafen. Seine Hand greift nach meiner. Fünf Minuten später wacht er auf: „Ich bin wirklich nicht traurig", sagt er und schluchzt. „Habe ja ein schönes Leben gehabt, und es hätte schon viel früher zu Ende sein können." Dann fragt er mich, wie es in Wattenscheid geht. Wattenscheid? Da geht gar nichts. Aber Mannheim hat auch ein A und ein EI, also Mannheim? Na klar, Mannheim. Ich erzähle. Dann

schläft er. Wäre schön, wenn sein Faden mitten im wachen Leben durchschnitten würde. „Aber das kann man sich nicht auch noch einteilen", sagt er plötzlich aus heiterem Himmel.
Ermutigt durch seine Wachheit, wage ich, ihm einen Spruch des gerade gestorbenen Papstes zu servieren: „Für nichts, was uns auferlegt ist, müssen wir uns schämen." Er versteht, dass ich seine Scham über das regelmäßig nasse Bett meine. Da erzählt er mir schmunzelnd, dass er heute, ohne es zu merken, eine Flasche Wasser umgeworfen hat, und die Flüssigkeit sich langsam aber stetig in sein Bett ergoss, bis es nass war, als hätte er es „selbst gemacht". Mir scheint, die Vorstellung gefällt ihm. Eine halbe Stunde später erzählt er sie mir nochmal. Und schmunzelt wieder. Was wäre das für ein Trost: ihn schmunzelnd sterben zu sehen!
Vielleicht sind wir um unser Leben fürchtenden Jungen es, die es den Alten schwer machen, zu gehen, weil wir unsere eigene Sterblichkeit für ein Drama halten, und mithin die ihre. Aber der Tod an sich ist läppisch.

Heute habe ich meinen Vater zum ersten Mal im Heim gesehen. Alles prima: schönes Bett, schönes Zimmer, Nachbar ein bisschen verwirrt, aber lieb. Nur mein Vater todunglücklich, händeringend darum flehend, dass es endlich vorbei sein möge. Ja, das Heim ist für alle eine Erleichterung: für meinen Bruder, für meine Mutter, für mich ... nur für ihn ist es die Müllhalde, auf die wir ihn ohne Not gekippt haben, weil er ein wehrloses Häufchen Elend ist, das sich nicht einmal allein das Käsebrot reinschieben kann, was die Heimleitung aber von ihm verlangt und meine Mutter nicht macht, weil sie lieber über den Markt geht. Alexander, der Konfrontationen liebt, hat es ihr heute Abend gesagt, und sie hat reagiert wie eine Giftschlange, die man ins Glas beißen lässt. Er verließ daraufhin wutschnaubend die Wohnung, meine Mutter wandte sich gen Balkonbrüstung und wollte springen, ich hielt sie halbherzig zurück.

Mein Vater will seit gestern wieder leben. Er isst fast ohne Unterbrechung. Ein Totenköpfchen, das das Maul aufreißt, um möglichst viel Suppe auf einmal reinzuziehen. Ein Gerippe, das seine knöcherne Hand nach mir ausstreckt und sich daran festhält, als könnte ich ihn vor dem Tod bewahren, den er jetzt plötzlich nicht mehr attraktiv findet. Dann erzähle ich ihm von den Spatzen, die sich vor seinem Fenster im Gebüsch streiten, dass die Zweige wackeln, die er aber nicht sehen kann, weil er grade mal wieder „30 Grad links" liegt (alle 2 Stunden wird er wegen Dekubitus wie ein Spanferkel gedreht). Dann sieht er mich aus seinen tiefen Höhlen mit verständnislosen Augen an: Spatzen?

Als ich das Totenköpfchen am Donnerstag besuchte, lag es ein bisschen schief im Bett, nicht nur 30 Grad gekippt, sondern diagonal, so dass der Körper sich im Laufe der Zeit rutschend verdrehte wie ein Korkenzieher. Ich habe

versucht, ihn zurück in die Kissen zu heben, aber das ist gar nicht so einfach. Das filigrane Knochengerüst ist so schmerzempfindlich, dass ich es schließlich aufgab und ihn so liegen ließ, bis die Schwester kam. (Vor dem Pflegepersonal entwickelt man mit der Zeit einen besonderen Respekt, weil sie es sind, die ihn zart oder fest handhaben können, lieb oder sachlich ansprechen, viel Zeit für ihn haben oder wenig. Ich bin übertrieben freundlich, damit sie meinem Vater wohlgesonnen sind.) Während ich ihm vom neuen Papst und dessen huldvollem Umgang mit den Journalisten erzählte, die bei der ersten Presse-Audienz keine Fragen stellen durften – mich freuend, dass wir endlich wieder normal und nicht nur immer übers Leiden miteinander reden konnten – öffnete sich die Tür und ein verschmitztes altes Weiblein blinzelte ins Zimmer. „Guten Tag“ – nichts. Nochmal Guten Tag, keine Reaktion, dafür arbeitete sie sich in ihrem Rollstuhl mit den Füßen zentimeterweise ins Zimmer vor. Bis sie am Fußende meines Vater angekommen war, das sie an der Weiterfahrt hinderte. Sie nahm Anlauf und – rums. Dabei sah sie uns aus schmunzelnden Augen an und versuchte es noch ein paar Mal. Mein Vater rutschte dabei so weit ab, dass sein Kopf durch den unteren Gitterstab zu flutschen drohte und lugte darunter hervor wie ein gefangenes Äffchen, das ein anderes Zootier mitleidig beobachtet. Als ich schließlich die Schwester holte, um dem schweigenden Schauspiel ein Ende zu bereiten, nahm ich auf dem Gang zum ersten Mal wahr, wen ich da immer auf dem Weg zu meinem Vater passiere: weißhaarige Wracks, meist weiblich, in ihren Stühlen sitzend, vor sich hinstarrend, eine hatte wenigstens einen weißen Plüschhasen im Arm, die anderen nichts, aber jede für sich allein und mit stierem Blick die meisten. Wohlgemerkt, das ist kein Irrenhaus, in dem mein Vater liegt, es ist ein ganz normales Altersheim.
Am nächsten Tag ruft meine Mutter voller Verzweiflung an, weil jetzt angeblich auch mein Vater spinnt: „Es ist schon ein starkes Stück, dass ihr mich hinter meinem Rücken in diese Klapsmühle gebracht habt“, sagt er. Und meine Mutter versteht die Welt nicht mehr. Wenn er müde wird, verliert er die Contenance und hört auf, brav zu sein. Dann lässt er raus, was ihm fehlt und gleicht darin in verblüffender Weise mir als Kind, wenn meine Eltern ohne mich auf Reisen gingen und mich fragten, ob es mir was ausmacht. Natürlich war ich vernünftig, aber wenn sie weg waren und es Abend wurde, bin ich gestorben vor Einsamkeit. Jetzt liegt er selbst da in seiner jämmerlichen Verlassenheit, spürt, dass er abgeschoben ist, und traut sich doch nicht, seine Frau ins Gebet zu nehmen.

Heute habe ich ihm von einer Don Carlos–Aufführung erzählt, die ich neulich im Kölner Schauspielhaus sah. Den ganzen Nachmittag war er ächzend und mit der Verdauung beschäftigt in seinen Kissen gelegen, kaum fähig, ein paar zusammenhängende Sätze zu sagen. Aber als ich ihm schilderte,

wie der Großinquisitor sich mit Philipp um Posas Kopf streitet, wie die Kirche sich beim König beschwert, dass er jemanden umgebracht hat, der eigentlich als Brandopfer für die Kirche reserviert war, als ich ihm erklärte, was der Inquisitor für ein gemeiner, hinterhältiger Hund ist, da schwammen seine in den knöchernen Höhlen schon ganz deformierten Augen auf einmal in einem Tränensee.

Nachdem das Totenköpfchen zwischenzeitlich in der Eifel Skifahren gehen wollte, ist er kurz drauf wieder zur Besinnung gekommen und jetzt so kräftig, dass er nach Musik verlangt. Ich habe ihm zwei Kopfhörer mitgebracht, unter denen er schier verschwindet, und einen CD-Player, dessen Knöpfe er natürlich nicht bedienen kann, weil die Finger zu schwach sind. Erst habe ich ihm „Exsultate Jubilate“ vorgespielt, da war er noch zappelig. Aber dann die kleine Nachtmusik, da wurde aus dem schmalen Strich im Gesicht allmählich wieder ein Mund mit Lippen, die sich zumindest andeutungsweise zeigten, und die Hände hörten auf, im Bett herumzusuchen.

Seit ein paar Tagen wird das Totenköpfchen in einen Sessel gesetzt. Beim ersten Aufdiefüßestellen war ich dabei. Sie hatten ihn regelrecht präpariert, damit er nicht ohnmächtig wird, und dann hat er ganz brav die Nase nach oben gehalten, bis sie bis 30 gezählt hatten und ihn wieder ins Bett gleiten ließen. Natürlich stand er nicht auf den eigenen Füßen, aber immerhin war sein Körper senkrecht. Bei dieser Gelegenheit habe ich ihn auch zum ersten Mal seit Langem wieder gesehen, den Körper, der seit seinem Einzug im Heim nochmal 8 Kilo abgenommen hat, obwohl er vorher schon kaum mehr da war. Ich kenne sowas nur von KZ-Fotos, solche Oberschenkel, die zwischen Daumen und Zeigefinger passen. Aber das Knochengerüst kann wütend werden, dass es einen immer noch das Fürchten lehrt. Und stöhnen, wenn es mit der Verdauung beschäftigt ist, dagegen sind meine liebestrunkenen Nachbarn harmlos. Und essen, als ginge es um alles oder nichts. Das restliche Männlein stopft alles in sich rein, was man ihm vorsetzt – Nudeln, Torte, Suppe … und dann kommt die Herrlichkeit unter Schmerzen gleich wieder unten raus. Währenddessen sitze ich daneben, sehe zu – wenn’s allzu arg wird, entschuldigt er sich ein bisschen, dann stöhnt er wieder vor Schmerz, unter der Decke sind die Kontraktionen zu sehen. Dann warte ich, bis Ruhe eingekehrt ist, und rücke ihm mit den Kopfhörern zu Leibe. Heute war Mozart KV 467 der 2. Satz dran, den spielen sie schwangeren Frauen im Kreißsaal vor, weil er angeblich so beruhigend wirkt, und ich dachte, das kann bei meinem Vater auch nicht schaden. Weit gefehlt. Die Stirn zog sich zusammen als hätte ich ihm ACDC vorgespielt. Erst bei der Ouvertüre zur Hochzeit des Figaro fing er an, sich zu entspannen. Auf dem Flur habe ich inzwischen eine nette alte Dame kennengelernt, die im Rollstuhl sitzt, aber sonst ganz normal zu sein schien. Das hat mir so gutgetan,

dass ich ganz euphorisch wurde und sie fragte, wie sie heißt. Dann habe ich mich vorgestellt und mit ihr geplaudert. Als ich ging, wünschte sie mir ein gutes neues Jahr. Es ist Mai.

Das Sterben hört und hört nicht auf, stattdessen hat es sich etwas Neues ausgedacht, um meinen Vater vor dem Abgang noch ein bisschen zu quälen: Schmerzen. Manchmal denke ich, der Tod schickt all die Grausamkeiten, damit man sich am Schluss über ihn freut. Vielleicht schickt aber auch niemand irgendwas.

In einem Hotel sah ich vor ein paar Jahren ein Rentnerpaar, das gegessen hat, als ginge es um Leben und Tod. Schon während des Hauptgangs holten sie den Nachtisch vom überreichlichen und ständig frisch aufgefüllten Eisbuffet. Die beiden hatten dann aber ihre liebe Not, weil sie das Eis in den Dessertschüsseln so aufgehäuft hatten, dass es, während sie noch das Fleisch in sich reinschaufelten, zu schmelzen begann, so dass sie mit einer Hand die Gabel zum Mund führten und mit der andern das triefende Eis auffingen, um es wieder auf den Eisberg zu löffeln. Die Koordination war durchaus schwierig, was man daran sehen konnte, dass die Gabel manchmal nicht auf Anhieb im Mund landete, wenn das Eis gerade zu viel Aufmerksamkeit verlangte … Mit ebensolcher Gier reißt mein Vater seinen Schnabel möglichst weit auf, damit ihm bloß kein Kuchenkrümel entwischt, nur dass es bei ihm tatsächlich um Leben und Tod geht.
Viel darf er nicht mehr abnehmen, dann ist Exitus. Gestern hat er das Szenario schon mal vorweggenommen, indem er mir bei meiner Ankunft sofort aufgeregt von einer Beerdigung erzählte, auf der er am Morgen gewesen sei. Ich hatte veranlasst, dass er Morphium bekommt, und jetzt habe ich den Salat. Er fantasiert. Aber er weiß es. Händeringend sucht er nach seinem Verstand, sagt: „Du darfst jetzt nicht die Geduld mit mir verlieren“, ich erkläre ihm, dass er Morphium bekommt und die Beerdigung ein Traum war, „ja“, sagt er, „das glaube ich auch, aber wie bin ich dann wieder hierher gekommen?“
Er gibt nicht auf, will wissen, was es mit der Beerdigung auf sich hat, also versuche ich es anders herum und frage: „Wer wurde denn beerdigt?“ Da fährt er mich wütend an: „Jetzt fang du nicht auch noch mit dem Blödsinn an!“ Kleinlaut rudere ich zurück und suche weiter nach dem Berührungspunkt zwischen seiner Fantasie und der Wirklichkeit. Bis er mir erzählt, dass er sich bei der Beerdigung so fremd gefühlt hat … und da hab ich's: Am Morgen hatten die Schwestern ihn in den Gemeinschaftsraum geschoben, wo er noch nie war und plötzlich gewahr wurde, in was für einem Irrenhaus er sitzt. Er hatte sich völlig fremd und unglücklich gefühlt, wollte weg, aber die Schwestern haben sein Gejammer ignoriert und ihn unter all den stumpfsinnig vor sich hinstarrenden Alten sitzen lassen. „Und da hast du dich wie auf einer Beerdigung gefühlt“, frage ich. „Nein“, sagt er, „wie nach der Beerdigung.“

Ich lasse ihn aus dem Bett holen und fahre ihn im Rollstuhl nach draußen. „Langsam“, bettelt mein Vater, „langsam“, obwohl ich schleiche, weil der Rollstuhl ein Modell aus dem 17. Jahrhundert ist und eigentlich nur noch rückwärts fährt. Aber er hat Angst, dass die Wirklichkeit zu schnell an ihm vorbeirauscht und ihm wieder entgleitet. Ich auch. Ich lasse mich auf einer Bank nieder und parke ihn neben mir. Er nestelt an seinen Knöpfen, ich helfe ihm beim Schließen, dann knöpft er sie wieder auf, dann wieder zu, dann nimmt er zwei Knopflöcher und versucht sie miteinander zu verschließen, er gerät in Rage, weil es nicht geht. Abrupt wendet er sich zu mir und reißt die Augen auf: „Mutti!“
Der Arzt hat mir die Entscheidung überlassen, ob das Morphium abgesetzt werden soll. Ich glaube, er hat nicht mehr viel Interesse. Mein Vater stirbt sogar ihm zu langsam. Aber vielleicht ist es auch generell so, dass man sich bei so alten und hinfälligen Kandidaten nicht mehr übertrieben viel Mühe gibt. Mein Bruder denkt, mein Vater übertreibt und sagt, dass manche Patienten nur Morphium kriegen, damit die Angehörigen beruhigt sind.
„So komm“, sagt mein Vater dann entschlossen und schiebt die Decke von seinen Beinen, „ich will jetzt mal eine Runde gehen.“ Ich lege sie zurück auf seinen Schoß und schiebe ihn ins Zimmer. Auf dem Weg schreit er um Hilfe, weil er denkt, dass er geht, und Angst hat zu fallen.
Manchmal wünschte ich, das hier wäre nur ein überlanger, miserabler Theaterabend, nach dem ich mich besaufen gehen kann. Anschließend würde ich den Regisseur verprügeln und mein Geld zurückverlangen. Aber bei diesem Stück gibt es keinen, bei dem man sich beschweren kann.

Mit Morphium scheint alles noch viel schlimmer als vorher, und ich habe Zweifel, ob ich die richtige Entscheidung getroffen habe. Mein Vater ringt die Hände und kämpft um seinen Verstand, der ihm rasant entgleitet. Dann schütteln ihn Anfälle, bei denen er mich um Hilfe anruft, meinen Namen schreit, als fiele er von irgendwas runter und ich müsste ihn halten. Er krallt sich an mir fest, ächzt und jault, krümmt sich vor Angst, den Halt zu verlieren – das Leben scheint ihm zu entgleiten.
Das hier ist noch grausamer als die Schmerzattacken, bei denen er immerhin noch für Mitleid empfänglich war. Aber jetzt kämpft er sich von Welle zu Welle, die ihn überwältigt und mitreißt, er hält sich krampfhaft an mir, am Bett, am ‚Galgen', sinkt erschöpft in die Kissen, solange bis eine neue Welle über ihn herfällt und der Kampf ihn innerlich zu zerreißen scheint.
Welcher Kampf? Wenn ich das wüsste! Heute Morgen war kein klares Wort aus ihm herauszubringen, nur dass es alles zu viel ist, was jetzt auf ihn einstürmt, hat er einmal gesagt, dann sank er wieder in seinen Halbschlaf, mit zappelnden Gliedern und schmerzverzerrtem Gesicht.

Heute hat er nur englisch gesprochen.

Als ich heute Morgen im Heim einlief und am Gemeinschaftsraum vorbeikam, traute ich meinen Augen nicht. Hinter den dezent den Blick verschleiernden, aber nicht ganz verhindernden Gardinen erkannte ich das Profil meines Vaters. Ich glaube, ich habe schon geahnt, was mich erwartet, weil ich plötzlich nur noch halb so schnell ging, am liebsten umgedreht wäre und die Tür, durch die ich schon so oft einen Blick auf das versammelte Elend geworfen habe, nicht mehr fand.
Ich betrat eine von diesen Szenen, die man aus Filmen kennt, in denen das Leben im Irrenhaus beschworen wird. Zehn, vielleicht zwölf Gestalten in Rollstühlen, eisern schweigend und starr.
Die Frau mit dem weißen Plüschhasen, eine Greisin mit weit aufgerissenem Mund, aus dem kein Ton kam, eine Weißhaarige mit weißem Lätzchen, auf das sich eine braune Flüssigkeit ergossen hatte, eine Zusammengesunkene mit hängendem Kopf, schlafend, ein Mann mit geröteten Augen, mich stumm anstarrend, einige saßen am Tisch, reglos und still, jeder seine Plastik-Schnabeltasse vor sich, wie im Kindergarten, unter ihnen mein Vater, starr, mit steif aufgerichtetem Oberkörper, als wäre er an einer Stange im Rücken festgebunden, schweigend, die Augen geschlossen, das graue Totenkopfgesicht versteinert, die Lippen krampfhaft zusammengepresst, ich stand in der Tür und konnte nicht weiter.
Mir entfuhr ein „O Gott“, was aber trotz der Totenstille keiner hörte, oder sie waren alle unfähig, sich aus ihrer Reglosigkeit zu lösen. Wie Figuren in einem Foto, erstarrte Abbilder.
Ich zwang mich zu einem lauten „Guten Morgen“, da schoss der Mann mit den roten Augen wie vom Blitz getroffen auf und rief: „Eine Stimme!“
Mein Vater öffnete die Augen, sein Blick verzweifelt und flehend, ich schob ihn nach draußen in die Sonne.

Für heute hatte ich mir einen Tag Ausruhen verordnet, weil mein Bruder bei meinem Vater ist, und während ich mich noch darauf freute, furchtbar faul zu sein, kam aus Berlin die Nachricht, dass Alexanders Vater nach einem Schlaganfall gelähmt ist und niemanden mehr erkennt.
Ich habe mir mein Frühstück eingepackt und mich in den Wald verzogen, wo ich mich gehend und laufend meist wieder fange. Aber als ich sie da alle so sah, die Sonntagsjogger, keuchend und schwitzend, mit leidverzerrten Gesichtern um Gesundheit kämpfend, auch die säbelbeinigen alten Männer gnadenlos gegen sich selbst anrennend, so dass mir bei manchem der Gedanke kam, bloß schnell an dem vorbei, damit ich ihn nicht aufheben muss, wenn er zusammenbricht, da beschlich mich das Gefühl, dass wir so gesund gar nicht leben können, um dem Elend des langsamen Sterbens zu entkommen. Mein Vater hat nie gesoffen, nur als ganz junger Mann geraucht, immer Sport getrieben, Müsli und all das fiese Zeug gegessen – und was hat er jetzt davon?

Immerhin ist er wieder klar im Kopf, weil ich den Arzt überredet habe, das Morphium abzusetzen. Dafür ist er jetzt im wahrsten Sinn zu Tode betrübt. Er schläft, ich sitze daneben, sehe sein totenschädeliges Köpfchen auf dem Kissen, das er kaum noch eindrückt und denke, er liegt auf dem Totenbett. Dann überlege ich, wie andere Künstler auf die Idee verfallen können, Sterbende zu malen oder fotografieren – und finde keine Antwort. Eher würde ich mir eine Hand abhacken, als dieses Bild festzuhalten. Höchstens mit Worten. Aber beschreiben kann ich es eigentlich auch nicht. Es zieht sich schon so lange hin, immer denke ich, noch weiter verfallen kann er nicht mehr, und wenn ich beim nächsten Besuch die Tür zu seinem Zimmer öffne, sieht er noch toter aus als vorher. Die Augen sind so trüb, dass ich manchmal seinem Blick vor Schreck ausweiche. Ich kann mich einfach nicht daran gewöhnen. Dabei macht er die Augen ohnehin nur selten auf.
Allerdings gibt es ein paar Mittel, um vorübergehend wieder ein bisschen Glanz hinein zu zaubern. Das sind: Mozart (auf seinem Nachttisch steht mein Gettoblaster), Weißwein, und Singen, während man ihm einen Happen in den Mund schiebt – alles das muss aber mehr oder weniger gleichzeitig kombiniert werden, sonst wirkt es nicht. Und dann im Anschluss noch massieren.
Wenn man sich mit der Hand die Kniescheibe oder den Ellbogen massiert, denkt man, es wäre kein Fett zwischen Haut und Knochen. Doch erst seit ich seinen Brustkorb massiert habe, weiß ich, dass es noch etwas viel Knochigeres als meine Kniescheibe gibt. Bei ihm ist nämlich wirklich absolut kein Fett mehr dazwischen, und das fühlt sich so befremdlich an wie … nein, kein Vergleich mit nichts. Unter der Haut seines Oberkörpers ragt sein Schrittmacher hervor und macht einen Hügel wie der Elefant in Exupérys Schlange am Beginn des „Kleinen Prinzen“.
Immerhin ist er jetzt so verkümmert, dass sie ihn nicht mehr in den Rollstuhl setzen, so dass ihm die Tortur des Irrenhaus-Gemeinschaftsraums erspart bleibt.

Gestern Nacht ist Alexanders Vater gestorben. Und ich bin eifersüchtig.
Eifersüchtig auf die nichtmal zwei Tage, die sein Sterben gedauert hat, während mein Vater nun schon Monate braucht.
Auf die Familie, die sich schnurstracks versammelt hat und nicht mehr von seiner Seite zu weichen brauchte, bis er den letzten Schnaufer hinter sich gebracht hatte.
Auf das Krankenhaus, das ihn zum Sterben in ein Einzelzimmer mit Veranda verfrachtet hat, wo sich seine Frau mit ihren Kindern auf einer komfortablen Terrasse niederlassen und essen trinken lachen weinen plaudern schlafen konnte.
Auf das Wetter, das ihnen bis zu seinem Tod behagliche Wärme beschert hat und erst danach mit den Gewittern losbrach, die hier schon die ganze Zeit toben.
Auf die Ärzte, die, nachdem das letzte Kind der Familie eingetrudelt war,

kommentarlos Infusionen und Schläuche entfernten und sich diskret zurückzogen. Kein Gefuchtel mit teurer Medizin, die bei Privatpatienten so lukrativ ist. Auf die Klarheit, mit der der alte Mann vom einen Augenblick zum nächsten ins Koma fiel und nicht mehr aufwachte. Kein Kampf, kein Würgen, kein Schmutz, kein Gestank, keine Hilfeschreie, kein Klammern ans Leben … Und ich frage mich, warum habe ausgerechnet ich einen Vater, der nicht sterben kann und doch die ganze Zeit nichts anderes tut. Dessen ewig drohender Tod uns innerlich schrumpfen lässt, weil kein Mensch diese Hilflosigkeit unbeschadet übersteht. Heute kam die Aufforderung vom Amtsgericht, die Erlaubnis für seine Fixierung im Bett mit Gurten zu erteilen (die sie von mir mit Sicherheit nicht bekommen).

Meinem Antrag auf einen Rollstuhl für meinen Vater wird möglicherweise noch vor seinem Tod stattgegeben, sofern ich eine Liste von Fragen beantwortet habe, die eher eines Antrags auf Waffenlieferung in den Irak würdig wären, und eine Reihe von Bescheinigungen beigebracht habe, z. B. eine ärztliche über das Bestehen seines freien Willens beim Geschobenwerden, damit er bestimmen kann, wo er sich aufhalten will, weil er nicht selber fahren kann.

Heute wird Alexanders Vater verbrannt, und ich muss die ganze Zeit an seine Unterhose denken: Beerdigungsinstitute, die nicht weniger raffgierig sind als Immobilienhaie, versuchen, einem die tollsten Sachen zu verkaufen, die der Tote tragen soll, während er verbrannt wird, vom schwarzen Anzug bis zum weißen Seidenhemd. Stattdessen hat die Familie entschieden, dass er seine eigene Kleidung trägt, und da entstand die Frage, braucht er eine Unterhose. Und Schuhe, braucht ein Toter Schuhe? Der Papst hat bei seiner Beerdigung Schuhe getragen. Als könnte er damit noch irgendwohin. Aber nur in Socken … das sieht so nackt aus. Nackt im Sarg liegen ist übrigens verboten. (Ich weiß nicht, wo mein Verstand sich zur Zeit aufhält.)

Diese Woche wäre mein Vater um ein Haar erstickt, was kein schöner Anblick war und dazu geführt hat, dass er gegen alle guten Vorsätze doch noch ins Krankenhaus transportiert wurde, wo man ihm literweise Wasser aus der Lunge zog und ihn jetzt wieder aufpäppelt, was dazu führen wird, dass er ein zweites Mal den qualvollen Weg ins verhasste Heim antreten muss. Der Albtraum geht weiter, als wollte er beweisen, dass er noch jede Menge Varianten auf Lager hat, mit denen nichtmal eingefleischte Pessimisten rechnen.

Das Gesicht meines Vaters ist jetzt ein spitzes Dreieck aus Schläfenknochen und Kinn. Zwischen den Schläfen- und den Backenknochen haben sich Gruben gebildet, so tief, dass man eine Kugel darin versenken könnte. Die Gruben zwischen den Backenknochen und dem Kinn sind noch tiefer.

Gestern hatte ich zum ersten Mal Bedenken, ihn anzufassen. Man streichelt kein Skelett.
Die Ohren wirken jetzt auf einmal viel zu groß, seltsamerweise schrumpfen sie nicht mit. Zwischen den Augäpfeln und den Rändern der Augenhöhlen ist jetzt Platz, die Augen schweben als trübe Kugeln in ihren Löchern. Manchmal öffnet er sie ganz langsam, so als hätten die Lider ein Gewicht, das die Augenmuskeln nicht mehr tragen können.
Er hat fast keinen Blick, aber meine Erinnerung daran, wie er mich 50 Jahre lang angesehen hat, hilft mir fast immer auf die Sprünge. Dann schaue ich ihm fest in die Augen, als würde ich den Blick schon sehen, den ich ihm mit einem standfesten Lächeln zu entlocken suche. Wenn er das Gesicht zum Antwortlächeln verzieht, fangen meist auch seine Augen an zu schmunzeln. Aber sie sind fast immer langsamer als der Rest.

Das Essen wird zur Qual. Gestern hat Alexander ihm ein Plätzchen stibitzt, das auf seinem Nachtschränkchen lag, und da flog ein Strahlen über sein Gesicht: Hauptsache nicht selber essen müssen.
Ich gehe jetzt immer so ins Krankenhaus, dass ich ihn füttern kann. Bisher hat er das Gesicht verzogen, wenn ich mit der Gabel angerückt bin. Aber wenn ich die Umleitung nehme und sie mir selbst in den Mund schiebe, setzt der Futterneid ein. Die nächste Fuhre wird dann gnädig akzeptiert.
Meist hilft auch ein Schlückchen Bier, das ich ihm aus der Schnabeltasse einflöße.
Aber gestern hat er sogar das Bier verschmäht. Das Essen zu verweigern ist seine einzige Möglichkeit, selbst seinen Tod zu beschleunigen. Ob er das spürt? Und ob er seine von Wasser aufgedunsenen Hände und Füße bemerkt? An seinen Spargelbeinchen sitzen jetzt klobige Fleischklötze voller Wasser, und seine schmalen, knochigen Hände sind so aufgequollen, dass die Haut spannt. Jetzt erst bemerke ich, wie wichtig seine Hände für mich waren, mit denen er bei Diskussionen immer aufgebracht in der Luft gefuchtelt hat, mit denen er mich als Kind verhauen hat, und die er mittags und abends beim Tischgebet vor dem Gesicht zusammenschlug. Jetzt ist davon nichts mehr zu sehen. Diese Hände könnten am Körper eines Übergewichtigen im mittleren Alter hängen. Was er wohl überhaupt für eine Vorstellung von sich hat? Ich weiß nicht, wie lang sein letzter Blick in den Spiegel zurückliegt, aber ich bin sicher, er wäre entsetzt, wenn er sich jetzt sähe. Vielleicht würde er sich sogar nicht mehr wiedererkennen, nein ganz sicher nicht, es gibt fast keine Ähnlichkeit mehr mit seinem früheren Aussehen.
Nur eins ist seltsam: Er hat keine Falten im Gesicht. Nicht eine einzige. Die Haut ist absolut glatt. Nur um den Mund ziehen sich zwei Furchen, die ein bisschen bitter aussehen. Aber die Haut liegt auch da vollkommen glatt an. Er sieht aus wie eine Mumie.

Neulich kam ich ins Zimmer und sah ihn schräg aus dem Bett hängen, der Kopf hing zur Seite, der Mund war geöffnet, das Kinn schief nach unten geklappt, die Augen geöffnet, der Blick vollkommen starr. Ich dachte, er ist tot. „Vater!“ Da wurde er wach und wunderte sich. Eine halbe Stunde später mampfte er zufrieden Eier mit Spinat.
Als ich ging, zog ich das Gitter an seinem Bett hoch, was er mit einem vorwurfsvollen „ausgesperrt!“ quittierte. Ich schob es wieder runter. Ob Sterben sich wie Ausgesperrtsein anfühlt?

Versuch, dem Elend für zwei Tage ans Meer zu entwischen. Pünktlich vor der Abreise brach meine Mutter auf der Straße zusammen, hielt sich aber gekonnt an einem jungen Mann fest, der sie behutsam auf den Asphalt legte und die Feuerwehr rief, welche meine Mutter, wieder bei Bewusstsein, empört wegschickte. Ich habe dann per Telefon alles mobilisiert, was sich an Hilfskräften auftreiben ließ, weil ich nicht willens war, mir diese zwei Tage Abstand auch noch nehmen zu lassen. So bin ich nach Holland gefahren wie ein Hund an der langen Leine, mit den Augen die Weite des Meeres trinkend und mit dem Handy am Ohr die Klagen meiner Mutter vernehmend, dass mein Vater schon wieder die Nahrung verweigert.
Nach zwei Tagen am Meer zurück im Jammertal, habe ich ein Fläschchen Rotwein eingepackt und es zum sterbenden Rotkäppchen gebracht, das angesichts dieses Angebotes eine kleine Ausnahme von der Nahrungsverweigerung machte. Daraufhin fing es in seinem Gedärm an zu gluckern und zu rumpeln. „Was sind das denn für Geräusche?“ fragte ich. Darauf er: „Letzte.“
Dann bat er mich, meine Mutter zu holen. Sie war aber morgens schon bei ihm im Krankenhaus gewesen, warum denn jetzt noch mal? „Bitte, hol sie!“
„Reicht es nicht morgen früh?“ Seufzen. „Na gut.“
Ich setze mich wieder auf sein Bett, streichle seine Hand, spüre, wie die Angst in ihm wächst, er bekommt wieder diese harten Züge um den Mund und die zusammengekniffenen Lippen, die er in letzter Zeit nur hat, wenn ich ihm Musik vorspiele (als machte ihn der Abschied von den letzten Genüssen bitter), seine Hand krallt sich an meiner fest, die andere am Galgen über dem Bett.
„Du musst mich jetzt stützen“, sagt er. Ich habe „schützen“ verstanden, bin mir aber nicht ganz sicher und frage nach. „Stützen! Ich stehe jetzt auf.“
Die Vorstellung, dass dieses Klappergerüst sich erhebt, wo es nichtmal die Schnabeltasse mit dem Wein alleine halten kann, ist so absurd, dass ich lache. Sich nicht aus eigener Kraft im Bett umdrehen können, aber aufstehen! Er will nach Hause. Mir schießt die Formel aus den Todesanzeigen durch den Kopf: „Er ist heimgegangen.“
Aber er meint definitiv etwas anderes. Ich lüge ihn an: „Erst muss deine Lunge ausheilen.“ Er verzieht verächtlich den Mund. Ich verspüre eine seltsame Lust, zu sagen, nein du kommst nicht mehr nach Hause, du wirst jetzt sterben,

mach endlich voran, ich halte es nicht mehr aus, stirb, bevor ich verrückt werde. Manchmal habe ich Lust, brutal zu sein.
Und dann kauere ich doch wieder bloß auf seiner Bettkante wie ein übernächtigter Judas.
Als er sich wieder beruhigt hat, stehe ich auf, ziehe das Gitter an seinem Bett hoch, säubere mit dem Waschlappen seine verklebten Augen und verabschiede mich. „Holst du jetzt die Mutti?“ Ich kapituliere, fahre zu meiner Mutter, stecke sie ins Auto, kutschiere sie ins Krankenhaus und warte draußen.
Ich hasse diese zum 150. Mal wiederholten Abschiedszeremonien. Als sie wieder rauskommt, ist sie erleichtert, weil von seiner Todesstimmung nichts mehr übrig war, nur Freude, dass sie endlich da war. Zufrieden ließ er sie gehen.
Eine halbe Stunde später bat er die Schwester, ihm ein Taxi zu rufen. Er will jetzt endlich nach Hause.

Für einen Kunst-am-Bau-Entwurf zog ich mit Stativ bewaffnet Richtung Altstadt und wollte ein paar Kirchen-Fotos machen. Keine Chance. Alles voll mit frommen jungen Leuten. Weltjugendtag.
Also habe ich umprogrammiert und mir das Treiben angesehen. Insgeheim habe ich wohl gehofft, die massenhafte Frömmigkeit würde mich doch irgendwie beeindrucken. Aber was treibt einen erwachsenen Menschen mit klarem Verstand dazu, sich vor ein paar Krippenfiguren aus Gips auf die Knie zu werfen?

Ich bin dann von Kirche zu Kirche gezogen, habe mir Mutter-Theresa-Anhänger in die Hand drücken lassen, mich dem „na, möchtest du dich nicht unserm Herrn anvertrauen?“-Lächeln entzogen, so gut es ging, und mich erinnert an meine früheren Versuche, fromm zu werden. Sogar nach Taizé bin ich gepilgert, ohne dem jetzt so oft beschworenen Zauber von Frère Roger zu erliegen. Vielmehr beeindruckt hat mich damals die Tatsache, dass er mir und anderen Pilgern trotz eines plötzlichen Wintereinbruchs und heftiger Grippe das Übernachten in der Kirche verwehrte, weil wir damit den heiligen Raum entweiht hätten. Stattdessen mussten wir in den eiskalten Zelten auf Matschboden schlafen.
Doch auch wenn er mir persönlich einen Heizofen spendiert hätte, wäre mir wohl die Unterwürfigkeit seiner Fans ein ebenso großes Rätsel geblieben wie jetzt die Devotheit der jungen Leute angesichts eines alten Mannes, der ihnen den Gebrauch von Kondomen verbietet.
Aber selbst Gerhard Richter ist ja auf seine alten Tage ein Anhänger der katholischen Kirche geworden, vielleicht muss man einfach so alt werden, um das Theater zu verstehen.
Da fällt mir ein Gespräch mit der Mutter meines damaligen Verlegers ein, die, weil ich Richard Strauss nicht mochte, meinte, dafür sei ich noch zu jung. Jetzt bin ich fünfzig, finde Strauss immer noch scheußlich und die Katholiken eine kopflose Schafherde.

Andererseits beneide ich sie, wie sie da gruppenweise durch die Stadt ziehen und sich gegenseitig vergewissern, dass richtig ist, was sie tun, weil die andern es auch tun.
Vermutlich wird das Leben dadurch leichter.
Und ein bisschen Erleichterung könnte ich zur Zeit gebrauchen, weil ich mir inzwischen wie eine Verräterin vorkomme, die vor Erschöpfung den Tod ihres Vaters herbeisehnt.
Er aber nicht. Er will leben. Er will um keinen Preis sterben. Jetzt noch nicht.
Wenn man das Kopfteil seines Bettes hochfährt, sieht es aus, als säße der Tod im Bett, streng und düster. Der Mund wird nur noch geöffnet, wenn etwas Besonderes im Angebot ist, Rotwein zum Beispiel, oder ein selbstgemachtes Rührei, das ich zu Hause fabriziere und, eingewickelt in den Wirtschaftsteil der ZEIT, ins Krankenhaus transportiere, darauf spekulierend, dass ihm das vielleicht besser schmeckt als der süßliche Kalorienshake, den sie ihm die ganze Zeit einzuflößen versuchen, um ihre Pflicht zu erfüllen: ihn am Leben zu erhalten.
Zum Nachtisch offeriere ich Mozart, auf den er reagiert wie auf den klebrigen Kalorienshake.
Und Vivaldi? „Jaaa!“. Die vier Jahreszeiten. „Welche hättest du denn gern, Frühling, Sommer, Herbst oder Winter?“ Er kennt die Musik keineswegs so gut, dass er wüsste, was wie klingt, aber seine Wahl ist klar: „Frühling!“

Habe heute den Krankenhausgang fotografiert, auf dem das Totenköpfchen seinem Ende entgegendämmert. Ich hätte auch ein Foto von ihm machen können. Aber ich kann nicht. Er ist so entblößt.
Und doch ist in diesem fast entseelten Gerüst ein Wille geblieben, der mich immer wieder verblüfft: Auf das Kartoffelpüree wollte er ein Tröpfchen Rotwein. Wobei zu bedenken ist, dass er eigentlich nicht mehr spricht, heute Vormittag nicht einmal mehr den Händedruck meiner Mutter erwidert hat, so dass sie stundenlang neben ihrem vollkommen regungslosen Mann ausharren musste. Aber dann reißt er sich noch mal am Riemen und nimmt mehrere Anläufe, bis er „ein Tröpfchen Rotwein drauf“ herausbringt. Der alte Lustmolch in ihm stirbt zuletzt.

Letzte Woche haben sie das Klappergerüst aus dem Krankenhaus zurück ins Pflegeheim geschleppt, wo er weiterhin kaum isst und die Pfleger sich wundern, dass er noch lebt. Gestern sah ich seinen fast nackten, nur mit einer Windel „bekleideten“ Körper: Abgesehen von der Windel gleicht er auf's Haar den Leichen auf den KZ-Dokumentationen. Auch das Totenköpfchen ist noch einmal ein Stück toter geworden, obwohl ich dachte, dass das gar nicht geht. Aber ich habe einen Trick gefunden, es zu ertragen. Ich verbiete mir die Erinnerung daran, wie er früher aussah. Ohne diesen Vergleich ist er einfach ein Skelett mit Schädel drauf. Nur die Augen … Sein Blick ist vorwurfsvoll, es ist

mir schon lange nicht mehr gelungen, ihm ein Lächeln zu entlocken. Und das, obwohl ich ihm immer wieder den Vivaldi-Frühling vorspiele.
Aber irgendetwas in ihm lebt, und zwar so sehr, dass er neulich plötzlich mühsam, aber deutlich „Birne Helene“ sagte. Er will Birne Helene. Ich dachte, er spinnt, aber er hatte eine genaue Vorstellung von einer Kombination aus Birne und Schokolade. Also habe ich ihm eine Birne zu Matsch gekocht, damit er sie nicht kauen muss, die 150-prozentige Schokoladencreme aus Holland und den obligaten Rotwein eingepackt und das ganze Zeug dann auf seinem Nachttisch aufgebaut.
Erstmal dran schnuppern, dann lutschen: schmeckt! Dazu ein Schlückchen Rotwein aus der Plastikschnabeltasse: schmeckt. Dann kommt die Schwester. Aufgekratzt fragt er sie nach der verbleibenden Zeit: „Ein Tag noch? Oder zwei?“ „Ich weiß es nicht.“ Er insistiert: „Die Wahrheit!“ „Ich weiß es wirklich nicht, Herr Brockmann.“ Sie ist ernst und aufrecht und streichelt sein Gesicht. Ich stehe hinter ihr, und da bleibe ich, weil ich spüre, dass sich etwas anbahnt, das ich nicht ertrage. So sehe ich wenigstens sein Gesicht nicht. Ich vermute, sie hält seine Hand, dann nimmt sie Anlauf und fragt mit fester, fast ein wenig zu lauter Stimme: „Herr Brockmann, möchten Sie sterben?“ Stille. Er scheint zu überlegen. Die Antwort klingt entschlossen und erleichtert, schwer wie ein Sandsack, der unverrückbar auf den Boden schlägt: „Ja.“
Wie einem Kind, das spielen gehen möchte, gibt die Schwester meinem Vater die Erlaubnis, zu sterben. Sie scheint Erfahrung zu haben, vermutlich gibt es Menschen, die sich nicht verabschieden können, ohne dass ihnen jemand sagt: Du darfst jetzt gehen. Vermutlich gehört mein Vater zu dieser Sorte.
Ich rühre heulend in der Schokoladensoße, die Schwester wartet – mit dem Rücken zu mir –, bis ich mich gefangen habe, dreht sich dann um, streichelt mich und geht.

Mein Vater hat gestern die letzte Ölung bekommen – versehentlich. Nachdem der Hausarzt, der wohl allmählich die Schnauze voll hat von dem zähen Auf und Ab, ihm ohne mein Wissen Morphium verpasst hatte, fing er an zu fantasieren, wollte zunächst nach Peking und beauftragte dann eine Schwester, im katholischen Pfarramt anzurufen und ihm einen anständigen Platz auf dem Friedhof zu reservieren. Die Schwester deutete das als den Wunsch nach der letzten Ölung und rief den Pfarrer. Nach zehn Minuten war er da, zückte seine Cremetöpfchen und begann meinen ahnungslosen Vater zu bearbeiten. Meine Mutter stand ratlos daneben, erklärte kurz, dass sie den Zauber nicht ganz ernst nehmen kann, und ließ ihn dann gewähren. Nur als er im Vaterunser bei der Stelle „Und führe uns nicht in Versuchung“ ankam, fuhr sie ihm dazwischen: „Haben wir Menschen das nötig?“
Inzwischen ist das Morphium abgesetzt, und er taucht langsam wieder auf aus der Umnachtung. Allerdings hat er heute meine Mutter gefragt: „Und wann ist die Beerdigung?“ Worauf sie fragte, welche, und er sagte: „Meine.“

Ob er weiß, dass wir uns tatsächlich schon Gedanken über seine Beerdigung machen? Ob er das mit der letzten Ölung mitgekriegt und für eine Aufforderung gehalten hat? Ob er ahnt, dass uns sein zähes Sterben krank macht? Zum dritten Mal habe ich gestern die Behauptung gehört, dass er nur deshalb noch lebt, weil ich ihm das Leben immer wieder schmackhaft mache. Und tatsächlich macht er, wenn meine Mutter bei ihm ist, manchmal stundenlang nicht mal die Augen auf, während er mich ansieht, sich Mühe gibt, zu sprechen, meinen Händedruck erwidert und sogar das Schnütchen gierig spitzt, wenn ich mit der holländischen Schokocreme anrücke. Mein Cremetöpfchen gegen das vom Pfarrer. Aber im Gegensatz zu seinem verheißt mein Töpfchen Leben. Leben, das ich zäh verteidige gegen den Tod, den ich schlechten Gewissens herbeisehne.

Zu meinem Vater muss ich jetzt wieder Hammer und Nagel mitnehmen. Vor ein paar Monaten, als er ins Heim kam, habe ich ihm schon mal ein neues Loch in das Armband seiner Uhr geschlagen, weil sie an seinem abgemagerten Ärmchen bis zum Ellenbogen hochgerutscht war. Jetzt ist auch dieses Loch nicht mehr ausreichend. Das Band muss nochmal einen Zentimeter kürzer werden, damit ich es an seinem Knochen befestigen kann. Er wiegt noch 31 Kilo und gilt inzwischen als medizinisches Wunder. Wobei ich mir unter Wunder immer etwas anderes vorgestellt habe.
Jedenfalls hat sich das Wunder gestern unter größter Anstrengung und mit drei Anläufen die Frage abgerungen, womit ich mich zur Zeit beschäftige. „Stiefmütterchen“ antworte ich wahrheitsgemäß. Seltsamerweise bin ich mir sicher, dass er mich nicht für verrückt hält. Sicherheitshalber erkläre ich ihm aber doch, dass ich vorhabe eine 13 Meter hohe Blüte in eine Kirche einzubauen. Er schmunzelt. Bevor er wieder in seinen Halbschlaf fällt, wandern seine Augen an der Zimmerdecke entlang. Er ist weit weg. Wie immer weiß ich nicht, wo. Zum ersten Mal frage ich ihn, woran er denkt. „An alles. Und nichts.“ Schweigen. Er öffnet die Augen, sucht. Neuer Anlauf: „Was geht dir im Kopf herum, während du hier liegst?“ „Dafür ist es jetzt zu spät.“ Ich frage, warum, er meint die Uhrzeit. Ich verstehe, dass er seine Ruhe haben will und versuche mich zu verabschieden. Aber es geht nicht. Er hält meine Hand fest und sieht sich dabei suchend im Zimmer um, als gäbe es etwas Wichtigeres. Wie ein Kind, das ins Bett soll und so tut, als hätte es die Aufforderung überhört. Ich stehe eine Weile neben seinem Bett, meine Hand in seiner, ich weine, er sucht, ich wende meinen Kopf ab, lasse meine Hand in seiner, bis ich mich gefangen habe und wieder in der Lage bin, mein aufrechtes „bis bald“ zum besten zu geben.

Gestern hat er wieder Leiche gespielt. Totenkopf schlafend, Augen halb geöffnet, auf Ansprache keine Reaktion. Ich starrte automatisch auf die Brust, und wenn sie sich nach einem Atemzug nicht gleich wieder hob, rauschte mir das

Adrenalin durch die Ohren, dass ich Mühe hatte, das Gerippe nicht zu schütteln. Und dabei wünsche ich mir doch seinen Tod. Ich habe mit mir selbst gestritten, mir gesagt, lass ihn sterben, aber der heiße Schreck brennt im Gesicht und im Nacken, mein Körper sträubt sich gegen seinen Tod. Der Vivaldi geht mir auf die Nerven – er wollte wieder mal den Frühling hören – ich schalte die Kiste aus, streichle mit dem Fingerrücken die Knochen seiner Hand, die jetzt mit Schorf bedeckt ist, weil er austrocknet, und beruhige mich, weil das ständige Angsthaben und Aufgeregtsein so anstrengend ist, dass man irgendwann allein schon aus Erschöpfung damit aufhört. Am Ende schien mir, jetzt bin ich bereit, ihn nicht mehr atmen zu sehen, die warme Hand kalt werden zu spüren, das schorfige Gerippe, das jetzt noch mein Vater ist, als leere Hülle vor mir liegen zu haben … aber da atmete er wieder ganz normal.

Gestern hatte mein Vater karierte Füße. Die Schwestern deuteten es als Anfang vom Ende und riefen mich. Auf der Autobahn sang ich, so laut es ging, an der Ausfahrt wurden meine Knie weich, da war die Stimme weg.
„Wir haben ihm eine Kerze und ein Kreuz hingestellt“, sagt die Schwester. „O Gott“, sage ich, und sie rechtfertigt sich: „Aber er ist doch katholisch.“
Als ich ins Zimmer komme, hat meine Mutter die Kerze schon ausgeblasen. Mein Vater liegt händeringend und kopfschüttelnd im Bett, sie sitzt weinend daneben. Ich bin erleichtert, ihn so mobil zu sehen und frage, wie’s ihm geht. „Schluss“, ächzt er. Alexander nimmt meine erschöpfte Mutter und bringt sie für einen Mittagsschlaf nach Hause. „Lassen wir sie kurz nach Hause gehen?“ frage ich meinen Vater. Er nickt. Dann sind wir allein. Meine Rotkäppchen-Utensilien – Schokoladencreme und Rotwein – brauche ich nicht mehr auszupacken.
Er rudert mit den Armen in der Luft, ich schnappe seine Hände und versuche ihn zu beruhigen: „Wir sind alle da, schlaf ein bisschen.“ Seine Augen sind weit geöffnet, er sucht meinen Blick, dann gleitet er wieder ab und sucht woanders. Sein Kopf wackelt, er atmet hektisch, sogar seine Beine bewegen sich auf einmal, das konnte er schon lange nicht mehr. Trotzdem nehme ich das Gitter vom Bett, über das ich heute Morgen noch mit dem Richter vom Amtsgericht debattiert habe, damit ich seine Hände besser fassen kann. Sie sind warm und weich. Ich will sie eincremen wie immer, um etwas zu tun zu haben, doch der Schorf ist weg. Aber die Augen, die könnten eine Säuberung gebrauchen. Ich hole den Waschlappen, streiche damit über die Augen und den Mund, den er dazu wie immer zum Schnütchen spitzt, und setze mich wieder. Wie lange wird das gehen? Er ist so beweglich wie seit Langem nicht mehr. Die Schwester kommt und tröstet erst mich und dann ihn, er hält in der rechten Hand meine und in der linken die ihre, er lässt sie nicht los. So stehen wir eine Weile, sie versucht ihre Hand aus seiner zu winden, ich öffne seine Hand, indem ich einen Finger nach dem andern aufbiege und ersatzweise die meine hineinschiebe.

Das Telefon klingelt, mein Bruder. Ich gehe mit dem Telefon vor die Tür, er verspricht zu kommen, und als ich zurückkehre, sieht mein Vater mich neugierig an. Ich sage ihm, dass mein Bruder kommt, er winkt ab, als sollten wir uns nicht so viel Mühe um ihn machen. Dann kämpft er weiter, in seinen Atemwegen brodelt es. „Schlaf ein bisschen, ich bin da." Nein, geht nicht. Nur Händehalten, immer fester.
Er formt den Mund zu einer Silbe, ich verstehe nicht, er presst mit ganzer Kraft den Atem von innen gegen diese Silbe, ich versteh sie trotzdem nicht. Ich lege mein Ohr an seine Lippen: „Fahr!" Ich soll fahren? „Nein, ich bin doch grade erst gekommen. Ich bleibe hier." Er beruhigt sich. Der Atem wird still. Die Augenlider senken sich, das rechte schließt nicht richtig, und ich registriere, dass er nicht mehr in meine Richtung guckt. Er verwandelt sich in ein aus dem Nest gefallenes Vögelchen, das nur noch ganz schwach atmet. Kaum vernehmbar. Es wird absolut still. Lautlos hebt sich sein Adamsapfel, der aus der Haut ragt wie das Matterhorn. Der Mund öffnet sich, ein winziges Ächzen, im Bauch gluckert es ganz leise, er scheint vollkommen nackt im Gesicht, es wird graugelb, er verzieht es zu einer Grimasse, die Durst bedeuten könnte, ich nehme es als willkommene Gelegenheit, ihm mit einem Wattestäbchen die Lippen anzufeuchten, er spitzt sie zum Schnütchen wie immer, dann setze ich mich wieder neben ihn, nehme seine warmen, seidig weichen Hände in meine, mein Herz klopft mit solcher Gewalt, dass ich fürchte, ohnmächtig zu werden, kein Wort mehr, kein Laut, nur die sachte Bewegung des Atems, der wie eine viel zu schwache Pumpe immer seltener kommt, das Gesicht verzerrt sich verzweifelt, er weint, eine Träne kullert aus seinem rechten, halb geöffneten Auge, er rudert mit der Hand in diese Richtung, um sie wegzuwischen, ich komme ihm zuvor, dann liegen seine Hände wieder in meinen, ich fange an, mich an mein rasendes Herz zu gewöhnen und beobachte ihn mit atemloser Wachheit, er hört auf zu atmen, ich bleibe still sitzen, sein herunterhängender Unterkiefer lässt die Unterlippe über einer Zahnlücke weggleiten, er bewegt sich – ein Atemzug, er verzieht das Gesicht wieder zu einem verzweifelten, kaum hörbaren Schluchzen, noch eine Träne, die er nicht mehr wegwischt, aber ich, dann legen sich unsere Hände wieder ineinander, das Gesicht ist jetzt gelb, Stille, ich bewege meine rechte Hand, da drückt er zu. Ich harre aus, der Kopf geht sachte auf und ab, als atmete nur noch er, dann gibt es eine Pause, die Unterlippe verrät wieder ein bisschen Luftbewegung, aber er atmet nicht mehr ein, nur aus, wieder und wieder, noch eine winzige Regung der Lippe, dann rührt auch sie sich nicht mehr, nichts regt sich, ich bewege meine Hand in seiner, kein Gegendruck mehr.
Die Leiche meines Vaters liegt warm und zart vor mir. Ich ziehe meine Hände aus seinen und gehe aus dem Zimmer.

Mein Vater lebt. Im Gegensatz zu meiner Mutter, die kaum noch gehen kann, läuft er herum wie ein Wiesel. Ich bewundere seinen Willen, mit dem er sich aus der Bettlägerigkeit wieder zurück in diesen energiegeladenen Zustand gebracht hat. Die beiden Alten wollen einen Spaziergang. Wir fahren an einen Ort, an dem ich noch nie gewesen bin. Die Straßenzüge werden breit und großzügig, das Stadtbild öffnet sich in eine weite Mischung aus Stadt und Land, die Sonne strahlt, da tauchen vor unseren Augen zwei arktische Eisberge und eine glutrote Wüstenlandschaft auf. Die Eisberge schillern weiß im Sonnenlicht, ihre Gletscherspalten glühen türkis und blau. Die Wüstenlandschaft nebenan ergießt sich in dunkelroten Farbströmen.
Mein Vater will essen gehen. Unterwegs steckt er am Buffet schon mal drei Flaschen Rotwein ein und lässt sie in seinen Manteltaschen verschwinden. „Um Gottes willen, nein", sage ich, „Du bist gerade von den Toten auferstanden, da verträgst du keinen Alkohol."

Ein neues Dorf wird gegründet, alle sind in Aufbruchstimmung, es sollen neue Lebensformen ausprobiert werden. Ich sprinte in einen Laden, um bei den Vorbereitungen zur Eröffnung zu helfen. Ich erwerbe ein Spültuch, dessen obere Ecken genau so viel Auftrieb haben, dass sie der Schwerkraft, die an den unteren Enden zieht, entgegenwirken. Das Tuch schwebt in der Luft, man kann es greifen und damit putzen, und danach einfach loslassen, dann schwebt es wieder. Ein junger Mann macht sich einen Spaß daraus, meine Träume in Sprache umzusetzen. Er erzählt sie mit atemberaubender Geschwindigkeit, mit Witz und Sprachzauber. Mir steigen die Tränen in die Augen – so lässt es sich leben. Ich bedanke mich bei ihm, er weist mich darauf hin, dass das alles meine eigenen Worte gewesen seien. In dem Dorf sind auch ein paar Wohnhäuser errichtet worden, damit eine Gruppe aus Japanern und Künstlern einziehen kann. Sie sollen das Dorf pflegen. Ein Sattelschlepper kommt vorbeigebrettert, mit einem possierlichen Fertighaus auf der Ladefläche. Er fährt rechts an uns vorbei, dreht dann aber wieder um und kommt links vorbeigesaust. Ein paar Ziegen in Weiß und Lila stieben auseinander und können sich gerade noch vor ihm retten.

Ich wandere durch lichtüberströmte Straßen. In einem Vorgarten stehen drei unterschiedliche, rosablühende Bäume. Ihre Blüten sind verschwenderisch groß, die duftenden Blütenblätter hängen in verschiedenen Formen schwer an den Zweigen und schaukeln im Wind. Das Rosa der drei Bäume ist nicht zart, sondern üppig-warm, nur wenn der Wind durch die Blätter fährt, flirren sie weißlich im Licht. Ich kann mein Glück kaum fassen. Rechts von mir findet eine Party im Freien statt, also wende ich mich nach links und wandere eine Landstraße entlang. Auf dem Asphalt klebt ein kleines Kind wie eine Kröte und kriecht millimeterweise voran. Es sieht zufrieden aus und hat ständig Glück, weil alle Autos einen großen Bogen um das Kind machen, so als gehörte es zur Einrichtung. Die Straße führt in den Urlaub, ich bin erst zwei Tage unterwegs, der Urlaub soll drei Wochen dauern, doch ich bin schon ausreichend erholt. Drei Wochen Vakuum sind mir zu lang. Zu meinem Glück liegt am Straßenrand eine kleine Kapelle, in deren Innerem sich eine verkleinerte Arena befindet. Die Besucher steigen die Stufen in den Altarraum hinunter und lassen sich darauf nieder, um einer Führung zu lauschen. „Wir haben zwar Ikonen", sagt der Führer, „aber leider lassen sie sich nicht erklären."

Sonnenerleuchtetes Meer, türkis schillernd und klar, Delfine tummeln sich in großer Zahl, springen voller Lebensfreude aus den Wellen, ich höre sie lachen, bevor sie wieder eintauchen. Gerhard Richter fragt mich, ob ich das nicht malen will. Das Meer funkelt noch leuchtender, und ein Delfin tut mir den Gefallen: Im Eintauchen ist er plötzlich erstarrt und steckt im Wasser wie ein eingewachsenes Fossil.

GIER NACH UNSTERBLICHKEIT: KUNST

Als Teenager
habe ich die Tanzschule mit ihren beschämenden Riten verachtet. Trotzdem wollte ich einen von den Hengsten abkriegen, obwohl ich sie nicht mochte, weil sie die Mädchen auswählen durften. Am besten einen, der meinen Stellenwert auf der Begehrtheitsskala steigern würde. Dafür habe ich die Langeweile in Kauf genommen.
Die Rolle der Hengste spielen jetzt die Kunstkritiker und Museums-Direktoren, die Kuratoren und Juroren. Wir erlauben ihnen, ihren Blick zum Maß unserer Arbeit zu machen, um auf dem Kunstparkett tanzen zu dürfen.

GALERIEN-ERÖFFNUNGS-TOUR

Ich nehme einen Freund mit, damit es nicht ganz so quälend ist, an Orten herumzustehen, an denen ich nicht weiß, was ich tun soll. Auf dem Weg zur ersten Galerie plaudern wir gut gelaunt. Drinnen empfängt uns distanziertes Neonlicht und ein ebensolches Publikum – das Wort ‚empfängt' trifft also eigentlich nicht zu, eher das Gegenteil: Ansehen und Wegsehen. Wir tun das Gleiche. Erst als wir auf den Galeristen stoßen, fängt mein Freund an, den Interessierten zu spielen. Als wollte er das wirklich wissen, fragt er ihn, wie es ihm geht. Der gibt gelangweilt und mit süßlich hoher Stimme ‚gut' zurück. Kürzer geht's nicht. Mein Freund ist abgehärtet und versucht, ihn in ein Gespräch zu verwickeln – ich verschwinde in den nächsten Raum. Das trägt mir später den Ärger meines Begleiters ein, weil er meint, wir hätten uns beim Small Talk die Bälle zuspielen können, wenn ich nicht gekniffen hätte. Mir fallen sie immer aus der Hand wie glitschige Kröten.
Um die Ecke liegen ein paar Kupferplatten von Carl Andre auf dem Boden. Staunendes Publikum schleicht drum herum. Doch ich kenne alle diese Leute seit Jahren von immer denselben Begegnungen wie heute. Und sie kennen diese immer gleichaussehenden und in jeder besseren Ausstellung herumliegenden Arbeiten genauso gut wie ich. Ich argwöhne, dass ihr demonstriertes Interesse eher dem Verbergen ihrer Verlegenheit gilt und dem Unbehagen darüber, dass sie sich langweilen, während alle anderen an den Werken ihr Vergnügen finden. Ich spiele mit, laufe zum hundertsten Mal mit gesenktem Blick um einen Carl Andre herum und denke dabei an die andern Leute im Raum.
Meine gute Erziehung hält noch bis zur nächsten Galerie.
In einem gleißend hellen Raum mit weißen Wänden und grauem Boden drückt sich ein Vernissagen-Publikum wie aus dem Bilderbuch herum. Lackierte Damen halten Gläser, kantige Herren gucken schlau und reden. Gedämpfte Geräusche. In der Luft wabert Parfüm. In einem Glaskasten auf dem Boden liegen tote Vögel. Auch sonst noch viel Kunst. Man schaut hin – und

wenn der Nachbar gerade nicht guckt, ihn an. Manchmal begegnen sich solche Blicke versehentlich – kein Lächeln. Der Ernst, das Interesse sind gespielt. Man ist gekommen, weil man es für ein gesellschaftliches Ereignis hält, und zelebriert den Abstand zueinander. Manchmal versucht man, ihn zu überwinden. Dann kommt zuweilen ein so seichter Blödsinn heraus, dass man erst recht weglaufen möchte. Das tut aber selten einer. Ich tue es manchmal.
Gerettet bis zum nächsten Albtraum. Publikum in der neuen Galerie wie gehabt. Aber es gibt eine Sitzgelegenheit, und im Sitzen kann man sich gelassener geben als im Stehen. Wenn man während der Eröffnung eine Galerie betritt, geht man oft durch einen Reigen leicht verrenkt dastehender Figuren, in den man sich schließlich selbst einreiht. Jetzt aber sitze ich und halte es deshalb fünf Minuten länger aus als sonst.
Vor der nächsten Galerie empfängt uns eine Menschentraube; hier schaut man bei Weitem nicht so distinguiert, trinkt Bier statt Wein und lacht. Manchmal, wenn aus dem „Wie geht's?" eine regelrechte Unterhaltung geworden ist, werfen die Gesprächspartner beim Reden Blicke in die Runde wie jemand, der über Steine durch eine Pfütze balanciert: Während er auf dem einen steht, hält er Ausschau nach dem nächsten, wo er landen könnte. So bestreitet man schließlich den Abend.

AVANTGARDE-KÜSSCHEN

Nur um neue Beobachtungen aufschreiben zu können, habe ich mir vorgenommen, zu einer Eröffnung zu gehen. Das Gefühl, unbeteiligter Beobachter zu sein, mindert den Stress. Mein erster Eindruck ist der von einem vorgezogenen Richtfest: Es sieht aus wie auf einer unaufgeräumten Baustelle, und zwischen den Trümmern stehen die gut gekleideten Besucher. Mir fällt auf, dass Künstler sich heutzutage ordentlich kleiden. (Ich auch.) Am Eingang begegne ich einer Frau, die vor einem Jahr einmal bei mir übernachtet hat. Während des Begrüßungs-Küsschens und dem anschließenden ‚Hallooo' fällt mir ein, dass sie damals mein Buch über den Tod anschaute und wir darüber sprachen. Als sie mich jetzt fragt, was ich denn so treibe, erzähle ich deshalb auch von den Lesereisen mit diesem Buch, die ich zur Zeit absolviere, und dass es für mich manchmal deprimierend ist, mich immer wieder auf das Thema des Buches einzustellen. Ein kurzes Zucken in ihren Augen verrät, dass sie sich an das Thema nicht erinnert und eigentlich nachfragen will; sie tut es aber nicht. Und ich erkläre es nicht.
Als Nächstem laufe ich einem Kunsthallendirektor in die Arme. Manchmal erkennt er mich, manchmal nicht. Heute ja. Manchmal duzt er mich, manchmal siezt er mich. Heute sind wir per Du. Er begrüßt mich mit schlaffem Händedruck, demonstriert große Freude über unsere Begegnung und ruft seiner vorausgeeilten Freundin zu: „Sieh mal, wer da ist." Tatsächlich, sie erinnert sich an mich und sagt mit dramatischer Geste: „Oh, ich habe Sie geliebt!" (Aber ich lebe doch noch!) Zum wiederholten Mal erzählt er mir, dass er noch zwei

„wunderbare Arbeiten“ von mir habe (nie bezahlt) und fügt diesmal hinzu: „Sie liegen bei mir gut verwahrt in der Schublade.“ Ich werde den Gedanken nicht los, dass er geduldig wartet, bis ich tot bin. Einstweilen aber behandeln die beiden mich wie ein Herrscherpaar, das einem Untertanen Zucker gibt. Sie fragen mich, was ich derzeit mache und meinen natürlich, welche Ausstellungen ich gerade vorzuweisen habe. Gehorsam wie ein Schüler repetiere ich. Um das Repertoire etwas aufzupolieren, lasse ich den Namen eines anderen Museumsdirektors fallen, und das zeigt die gewünschte Wirkung. Sie tun so, als seien sie beruhigt, dass es mit mir aufwärts geht.

Weiter durch die Menge. Ich absolviere eine Reihe von Beinahe-Unterhaltungen, die auch immer in großer Zahl zu diesen Eröffnungen gehören: Man streift mit den Augen den Blick eines anderen, registriert im Bruchteil einer Sekunde dessen Unwillen, schaltet den Gesichtsausdruck auf flüchtiges Lächeln und geht vorbei: „Hallo.“ Nach ein paar kurzen Gesprächen, die vielleicht besser Beinahe-Unterhaltungen geblieben wären, treffe ich auf einen Kollegen, den ich vor einem Jahr bei einer ähnlichen Gelegenheit beleidigt habe. Ich gehe auf ihn zu und sage ihm, dass es mir leid tut. Er lacht und meint, davon wisse er gar nichts. Er hat es vergessen. Danach erzählt er mir von einer Frau, in die er sich im Abstand von fünf Jahren zweimal verliebt habe, weil er sich nicht mehr an sie erinnern konnte.

Einen Journalisten, der vor Jahren über eine meiner Ausstellungen schreiben wollte und es dann doch nicht tat, weshalb er mir jahrelang schuldbewusst auswich, verwickle ich in ein Gespräch. Um es nicht einschlafen zu lassen, stelle ich ihm ein paar Fragen über die Stadt, in der er eine Zeit lang wohnte. Dabei interessiert mich das überhaupt nicht, und ich registriere mit Unbehagen, dass er an seinem Antwort-Monolog Gefallen findet. Mein Blick rutscht immer wieder neben sein Gesicht auf das, was sich um uns herum tut, und wenn er es merkt, fängt sein Blick den meinen wieder ein. Es dauert eine Ewigkeit, bis ich eine Gelegenheit finde, um mich abzuseilen.

Zum Schluss noch ein kurzes Gespräch mit einer amerikanischen Künstlerin, der ich vor zwei Jahren in New York begegnet bin. Wir haben uns damals auf Anhieb gut verstanden, sie schrieb mir einen sehr persönlichen Brief, und ich habe nicht geantwortet. Jetzt spreche ich sie darauf an und sage ihr, dass es mir leid tut. Sie hat es vergessen! Schreibt sie solche Briefe täglich? Oder hat sie sich das Anschlagen eines tiefgründigen Gesprächstons einfach als besondere Small Talk-Note angewöhnt? Mir ist diese Begegnung in New York ewig nicht aus dem Kopf gegangen, und auch der Brief, den ich nicht beantwortet habe, beschäftigt mich heute noch. Ich bin verunsichert und schlage einen anderen Ton an. Um das Gespräch zu retten, spiele diesmal ich den Oberlehrer, der den Schüler nach den Hausaufgaben fragt: „Was machst du für Ausstellungen?“ „No cocktail talk!“ gibt sie zurück.

Documenta-Eröffnung in einem Haus mit sehr vielen Etagen. Alles ist mit rotem Purpur verkleidet, wie in einem Puff. Auf der obersten Etage findet die Eröffnungszeremonie statt. Die Chefin, eine große, hagere Frau, trägt ein bauschiges braunrotes Kleid mit weißen Tupfen und einer gewaltigen Schleppe. Sie betont, sie wisse es durchaus geschickt einzusetzen und rauscht die Treppe hinunter. Die nächste Veranstaltung, einige Etagen tiefer, ist ein Gesangswettbewerb. Sherill Milnes ist eine junge Sängerin, die mit ihrer Lehrerin angetreten ist. Sie ist entsetzlich nervös und bringt nur schräge Töne hervor. Die Lehrerin fährt sie daraufhin so herabwürdigend an, dass es einer körperlichen Verletzung gleichkommt und das Mädchen vollkommen verstört. Sie wagt den Kopf nicht zu heben und lässt sich quälen. Die Lehrerin gilt als Versagerin, aber das Mädchen traut sich nicht zu, bei einer wirklichen Meisterin zu studieren und meint, sie verlöre dadurch höchstens fünf Prozent ihrer Fähigkeiten. „Fünf Prozent sind zu viel“, sage ich, „schon ein Prozent kann entscheidend sein.“

Nebenan, in einem großzügigeren und zugleich schlichteren Gebäude, findet die Eröffnung der Venedig-Biennale statt. Ich vertrete Deutschland, aber nicht ganz freiwillig. Meine Installation wird aufgebaut – sie ist gigantisch und lässt an Scheußlichkeit nichts zu wünschen übrig: eine schwarze, griechische Skulptur, eine Art rennender David, dem mein Galerist zwei bekleckerte Lackdosen an die Brust geklebt hat. Das soll den Kick der Installation ausmachen. So oder so ist es Mist, aber ich akzeptiere, weil ich weiß, dass es ohnehin keinen Menschen interessiert und am Ende nur der Punkt in meiner Biografie zählen wird.

KUNSTMARKT-ERÖFFNUNG

Eine Herde ratloser Gesichter. Am Eingang warte ich vor der Sperre auf eine Mitarbeiterin meines Galeristen mit der Einladungskarte. Sie kommt nicht. Eine duftende Dame neben mir wirft mir einen indignierten Blick zu. Nach 20 Minuten taucht die Frau mit der Karte auf. Sie hat mich – wie ich sie – aus der falschen Richtung kommend vermutet, so dass wir fast Rücken an Rücken aufeinander gewartet und uns übereinander geärgert haben. Startschuss zum Small Talk.

Nirgendwo bin ich unausgeglichener als hier, nirgendwo empfinde ich die Diskrepanz zwischen meiner Arbeit – ‚Kunst‘ – und dem Rahmen, in dem sie präsentiert wird – ‚Szene‘ – schärfer als hier. Nicht, dass die Arbeiten hier wie Eier gehandelt werden, ist tragisch, sondern dass alle so tun, als wären sie zu Höherem geboren und leider gezwungen, sich auf Eierhändler-Niveau zu bewegen. Man trifft und trifft und trifft immer wieder jemanden, flötet ‚Halloo‘,

und ich komme mir dabei vor wie ein zu schnell abgespielter Tonträger – je höher die Stimme, je hektischer die Freundlichkeit, desto sicherer kann man sein, dass der andere froh ist, wenn man vorbeigeht. Das allein wäre noch nicht tragisch, es findet auf jeder Party statt und scheint zur Grundausstattung des sogenannten gesellschaftlichen Lebens zu gehören. Aber da sich jeder einzelne für einen ebenso geistreichen wie aufregenden Zeitgenossen hält, jedoch nicht so behandelt wird und sich darüber ärgert, schwimmen wir in einer Art kollektiver Neurose, die sich ständig selbst befruchtet. Sie nährt sich aus dem Drang der Teile einer Masse, sich als Ausnahme von der Masse bestätigen zu lassen. Weil das nicht geht, sind alle mehr oder weniger frustriert und versuchen, das vor den anderen und sich selbst zu verbergen. Vor sich selbst ist dabei das Verhängnisvollere. Ein Kunsthistoriker geht zum Beispiel mit seiner – ebenfalls kunsthistorischen – Freundin während der Eröffnung über den Kunstmarkt, und sie beschwert sich, dass er bei jeder zweiten Arbeit eine Grundsatzdiskussion vom Zaun bricht. „Ja“, sagt er, „das interessiert mich alles wirklich brennend.“ Ich bin zunächst beeindruckt, weil ich schon Mühe habe, mich auf einen dreiminütigen Small Talk zu konzentrieren und dabei nicht von vorbeischiebenden Leuten umgestoßen zu werden. Später schöpfe ich den Verdacht, dass er gern hätte, was er behauptet, und es deshalb einfach den anderen als Tatsache serviert. Wenn die es schlucken – staunend, so wie ich –, glaubt er am Schluss vielleicht selber dran.

Das Ganze erinnert mich daran, was ein Freund mir aus der schwulen Sauna erzählt: Jeder gibt sich cool und denkt doch nur an das Eine.

Ganz anders in den Konzertsälen, in denen zur Zeit Sinfonien von Allan Pettersson gespielt werden. Sie sind, was Frau Müller wohl als schräg bezeichnen würde. Aus diesem Grunde dient meist ein Mozart im Programm als Köder. Doch unglücklicherweise gibt es zwischen dem ‚Klassiker‘ am Anfang und dem ‚Modernen‘ in der zweiten Hälfte eine Pause, und die nutzen die Leute zur Flucht vor dem Zeitgenossen. Der Rest, der aus Großmut oder Unwissenheit nach der Pause immer noch da ist, teilt sich dann während der Aufführung der Pettersson-Sinfonie noch einmal. Nach etwa zehn Minuten setzt das große Laufen ein; sobald der erste sich traut und über die Beine der Nachbarn zu klettern beginnt, folgen die anderen, erst tröpfchenweise, dann immer mehr. Am Schluss ist das Publikum meist noch einmal um die Hälfte reduziert. Das alles spielt sich ab, weil den Leuten die Musik nicht nur nicht passt, sie scheint sie richtig zu ärgern, zu quälen. Vielleicht liegt es daran, dass man im Konzert nicht weghören kann, bei Eröffnungen und Ausstellungen aber kann man so tun, als sähe man hin, und doch vorbeisehen. Man kann sich entziehen, und da es so leicht ist, ist es zur Selbstverständlichkeit geworden. Das scheinbar tolerante Vernissagen-Publikum ist vielleicht einfach nur versiert im Ignorieren. Die 9. Sinfonie von Pettersson zum Beispiel ist ein fast unerträgliches Zerren an den Nerven; nur am Schluss, bei den letzten Takten, wirkt eine überraschend harmonische Stelle, als hätte der Komponist an der schmerzlich vermissten Erlösung genascht. Doch das können die, die gegangen sind, nicht hören; ich spüre Schadenfreude. Die großen Orgasmen der 6. Sinfonie sind bei der 9. ausgeblieben; dafür jede Menge Sehnsuchtstropfen.

Ich plane eine Installation auf dem Balkon eines Museums in Barcelona: Intarsien auf dem Boden, doch ich bin selbst nicht ganz überzeugt von dieser Idee. Während ich den Ort besichtige, taucht ein anderer Künstler mit seiner ganzen Familie auf und bereitet eine schauderhaft kitschige Installation vor: Er will Papierschlangen um die Stäbe des Balkongitters flechten und darüber einen Videofilm drehen. Die Oma der Familie ist auch dabei. Sie moniert, dass die Finanzierung noch nicht geklärt sei. Ich verdrücke mich und fahre zu dem Hotel, das ich jetzt eigentlich nicht mehr brauche, weil die Nacht schon fast vorbei ist. Trotzdem betrete ich mein Zimmer: ein weites Halbrund mit mindestens sechs Fenstern, verdeckt von Vorhängen. Ich ziehe einen davon auf, doch er klemmt und lässt sich kaum öffnen. Draußen befindet sich eine auf exotisch gemachte Reihenhaus-Siedlung. Die himmelblau und rosa gestrichenen Häuschen stehen im Halbkreis. Auf jedem Haus prangt ein Sonnen-Emblem, das Markenzeichen der Siedlung. Außerdem sind ein paar Ecken durch runde oder wellige Formen ersetzt, was an den Gaudi-Park erinnern soll. Das Ganze macht einen reichlich trübseligen Eindruck, weil es gut gemeint und schlecht gemacht ist. Ein hübsch garniertes Einerlei. Mein Zimmer enthält eine „Essecke“ in den Ausmaßen eines Wohnzimmers mit einem gedeckten Tisch für acht Personen. Im ebenfalls sehr geräumigen Bad lasse ich Wasser ein, suche mir unter den vielen Flaschen ein Shampoo heraus und übersehe fast, dass währenddessen die Wanne überläuft. Im letzten Moment gelingt es mir, den Hahn zuzudrehen. Während ich neben der Badewanne kniee und nach dem Wasserhahn angele, kommt mir eine „Titanic“-Melodie in den Kopf. Ich singe sie so lange, bis sie mich in eine erhebende Stimmung versetzt: „Nearer my God to Thee“.

Eröffnung mehrerer Galerien in einem neuen Galeriehaus. Eine Galeristin hat sich etwas Besonderes einfallen lassen, um die Kommunikation anzukurbeln: Nach dem Vorbild eines Streichel-Zoos tummelt sich ein junger Hirsch zum Anfassen unter den Gästen. Es funktioniert, alle stürzen sich auf das warme, weiche Fell, und der Hirsch fühlt sich wohl. Die Stimmung ist gelöst. Außerdem trägt die Galeristin auf ihrem blonden Haar ein hübsches kleines Hirschgeweih. Sie macht sich freiwillig lächerlich, um die Hemmschwelle der Galerie-Besucher zu senken. Auch diese Rechnung geht auf, es herrscht allgemeine Heiterkeit. Um auch die anderen Galerien noch ansehen zu können, verabschiede ich mich von der Galeristin mit dem Geweih auf dem Kopf, worauf sich ihre Heiterkeit verflüchtigt. Mit empört-drohender Stimme fährt sie mich an: „Sie wollen doch nicht schon gehen?“

EMPFANG BEI MEINEM GALERISTEN ZU EHREN VON DAVID REED

Mein erster Versuch einer Unterhaltung findet im Stehen statt, mit Sektglas in der Hand. Ich habe dieses Bild von mir selbst vor Augen und kann mich schon deshalb nicht richtig auf mein Gegenüber konzentrieren. Der zweite Versuch ist ein Gespräch mit einem Kanadier, der vielleicht ein interessanter Mann wäre, wenn er nicht gerade unter dem Druck stünde, ein Gespräch mit mir führen zu müssen. Als wäre er darüber unbewusst verärgert, schleudert er die Namen und Begriffe aus der Kunstwelt wie Wurfgeschosse um sich. Ich kann ihm nicht folgen. Nummer drei: Ich sitze zwischen zwei Sammlern, die sich darüber beklagen, dass man am kommenden Freitag so viel auf einmal zu erledigen habe – hier eine Eröffnung, da eine Eröffnung, und dann noch die Graubner-Ausstellung. „Graubner können Sie vergessen“, mosert der andere mit vollem Mund. Fragend-konsternierter Blick der Dame gegenüber. „Graubner ist ein furchtbarer Künstler“, mault der essende Sammler mit klagender Stimme, als hätte er gerade ein schimmeliges Kanapee erwischt. Der Dame, die sich über die Menge an Eröffnungen am selben Abend beklagt, mache ich den Vorschlag, an verschiedenen Tagen in die Ausstellungen zu gehen, weil man da sowieso mehr von der Kunst sieht. Ich Idiot! Als wenn es darum ginge. Ich trolle mich zum Büffet, schnappe Gesprächsfetzen auf, die mich nicht verlocken, und setze mich allein an den Rand der Gesellschaft. Meine Kollegen plaudern angeregt mit ihrer Kundschaft, den Sammlern. Ich versuche es auch und steuere einen Bundeswehrgeneral a. D. an, von dem ich weiß, dass er im Besitz einer Arbeit von mir ist. Wir unterhalten uns tatsächlich über Dinge, die auch mich interessieren, aber das Gespräch ist so alkoholisiert, dass ich mir wünsche, wir versuchten es unter anderen Umständen nochmal. Oder ich wäre selbst besoffen. Aber so viel ich auch trinke, bei dieser Art von Veranstaltung wirkt der Wein bei mir entweder einschläfernd

oder gar nicht. Während des gesamten Abends suche ich die Begegnung mit David Reed, dem Einzigen hier, mit dem es mich reizen würde zu sprechen, weil ich aus früheren Begegnungen weiß, dass wir uns viel zu sagen haben. Aber er ist umlagert wie eine Diva. Er guckt nicht mal. Als ich gehe, verabschiede ich mich von ihm, und er meint, er habe den ganzen Abend versucht, ‚zu mir durchzukommen‘.

In einem Museum mit mehreren Etagen und Dämmerlicht. Ich weiß nicht genau, was ich hier soll, schlage mich aber doch irgendwie durch, komme schließlich in das Büro des Chefs, in dem eine uninteressante Porträt-Zeichnung hängt. Ich gebe vor, mich auszukennen und sage im Brustton der Überzeugung: „Ja, ja, das sieht man doch sofort, dass das von dem sowieso ist“ – und nenne auf gut Glück den Namen des Künstlers, von dem hier gerade eine Ausstellung aufgebaut wird. Natürlich ist das Bild nicht von ihm, und mich wundert mein „Irrtum“ nicht, weil mir sowohl der eine wie der andere gleichgültig ist. Als ich meinen Rundgang durch das Museum beendet habe, hängt das Bild über dem Chefsessel, und man ist stolz. Ich verlasse das Haus auf einer völlig ramponierten Seifenkiste, das heißt, eigentlich ist es nur ein Brett mit Motor, auf dem ich mich zu halten versuche, während ich gegen alle Regeln durch die Straßen kurve. Am Schluss hängt sogar das Gaspedal – eine Schuhsohle – im Freien, und ich betätige es auf mir kaum noch nachvollziehbare Weise. Es ist mir unbegreiflich, wie ich es mit diesem Gefährt schaffe, so weit zu kommen, aber es klappt und wird immer schneller.

Paragraf Wilhelm besteht aus paarweise angeordneten Glasrahmen, hinter denen jeweils ein weißer und ein violetter Mantel hängt. Dieser Paragraf schreibt vor, dass Kunstwerke in Ausstellungen in Vaseline verpackt sein müssen. Jörg Johnen macht aus dem Übel eine Tugend und stellt jetzt nur noch Skulpturen aus, die aus einem bunten Kern und einem darum herum gegossenen Vaseline-Block bestehen. Der Vaseline wird ein Härter beigemischt, so dass sie erstarrt und auf dem Wohnzimmerschrank keine Flecken macht.

AVANTGARDE IN MUSIK

Fünf Musiker auf dem Podium, zartes Kratzen der Geigen, in die Klarinette gehauchte Kickser, dazwischen ein bisschen Oboen-Näseln, und der Dirigent fuchtelt dazu mit großer Geste den Takt, als feuerte er ein 200-Mann-Orchester an. Irgendwie entbehrt das Ganze nicht der Komik, wenn diese Kleinigkeiten von Geräuschen mit so heiligem Ernst vorgetragen werden. Mir scheint bei zeitgenössischen Stücken oft, sie müssten eigentlich mit den Fingern statt mit dem ganzen Körper dirigiert werden.

Ich soll die Titelpartie in La Traviata singen. Eine junge Regisseurin steckt ihren ganzen avantgardistischen Ehrgeiz in die Inszenierung und treibt mich an, möglichst laut und frei zu singen. Plötzlich höre ich meine eigene Stimme: ein jämmerliches Piepsen. Jetzt erst fällt mir wieder ein, dass ich überhaupt nicht singen kann, und das weiß auch die Regisseurin. „Das machen wir so, damit die Rolle gebrochen wird", sagt sie. Ich soll einen ganzen Abend auf der Bühne stehen und schaurige Töne von mir geben? Das ist nicht gebrochen, sondern peinlich! Doch mit meinem Unvermögen will sie Ironie ins Spiel bringen. Tatsächlich aber habe ich mir mein ganzes Leben lang gewünscht, singen zu können, deshalb ist das nicht ironisch, sondern tragisch. Die avantgardistische Regisseurin hat kein Verständnis und setzt mich unter Druck: Die Inszenierung sei bereits angekündigt, ich könne keinen Rückzieher machen. Um die Situation vielleicht doch noch zu retten, singe ich eine Oktav tiefer. Aber auch das lehnt sie ab. Sie spekuliert auf das Desaster.

KUNSTVEREINS-CHEF SIEHT PORNOS

Er sieht meine Porno-Diaschau und sagt anschließend: „Es hat mich überhaupt nicht schockiert." Es klingt wie „Er hat überhaupt nicht gebohrt" und lässt mich vermuten, dass er – wie das Kind Angst vor dem Bohren – Angst vor dem Schockiertwerden hat. Er holt weit aus, um mir – oder sich – zu erklären, was ihm nicht behagt: zum Beispiel die Tatsache, dass ich keine Position zur Pornografie beziehe; dass die Sache nicht ‚brüchig' genug für ihn sei. Er plane eine Ausstellung über Malerei, in der aber keine Malerei vorkomme, und es sei jetzt schon klar, dass diese Ausstellung gar nicht gelingen könne. Genau das strebe er aber auch an.
Bei alledem kommt es mir so vor, als gehörte er zu jener Kunst- Fraktion, die zum Bewegtwerden, Fasziniertsein oder Schockiertsein ein Verhältnis hat wie der Teufel zum Weihwasser. Sie erinnern mich an jemanden, der zwanghaft die Kontrolle über das eigene Erleben und Verhalten zu behalten versucht

bzw. immer Angst vor deren Verlust hat und deshalb alles tut, damit es nicht so weit kommt. Zu diesem Zweck muss alles eine Brüchigkeit aufweisen, die vor 40 Jahren vielleicht noch riskant und daher avantgardistisch war, heutzutage aber allenfalls die Unberechenbarkeit einer Sollbruchstelle hat. Ob das ein Trauma der Deutschen ist, die schon einmal dem Drang nach überwältigenden Gefühlen nachgegeben und damit Unheil angerichtet haben?

Gerhard Richter schwärmt vom Tauchen, er hat es gerade gelernt und findet alles, was dazugehört, großartig, auch das Equipment. Er legt es vor: Tauchschuhe mit Innenpolstern für 600 Euro, raffinierteste Luxusausführungen für alle möglichen Teile zu horrenden Preisen. Für ihn ist das selbstverständlich. Ich staune, das hätte er früher alles verachtet. Sogar Zeichnungen von Unterwassertieren hat er gemacht, einen Seeigel mit schlaffen Stacheln, wellig und weich. Ich sage ihm, dass Seeigel spitze, steife Stacheln haben, aber das interessiert ihn nicht. Seine Seeigel haben weiche, gewellte Linien. Dann erzählt er mit glühenden Augen, dass er einer Charity-Organisation beigetreten ist und sich um arme Menschen kümmert. Inbrünstig schildert er, wieviel ihm diese Aufgabe bedeutet und er von den Menschen zurückbekommt. Ich kann es nicht fassen und sage: Wenn man das mit Ihrer Haltung vor 20 Jahren vergleicht! Er scheint das nicht zu verstehen. Alles, was zählt, ist, was er jetzt empfindet.
Sogar in eine Kirche schleppt er mich. Während wir da sitzen, spaltet sich ein Grüppchen ab, um eine Taufe zu begehen. Sie gehen in den hinteren Teil der Kirche und untersagen uns dessen Betreten, denn es wird nass. Richter brummt: Wehe, wenn meine Zeichnungen was abkriegen, dann gibt's Ärger.

Eine langweilige Party, ich bleibe nur eine Pflichtstunde lang. Als ich gehe, haut mir jemand noch schnell den Vorwurf um die Ohren, meine Arbeit sei zu schön. Ich verstehe ihn nicht, und er fragt: „Wo ist der Haken dran?" Zu meiner Verwunderung fällt mir sofort eine Antwort ein: „Der Haken ist nicht dran, sondern drin."

KRITIKERIN SIEHT PORNOS

Sie sieht die Porno-Diaschau und reagiert wie der Kunstvereins-Leiter: Das ist ja gar nicht aggressiv. Und: Vielleicht ist es nur ästhetisch? Reicht das? Sie stellt nicht einfach fest, dass es ‚nur ästhetisch' sei, sondern fragt, ob es nicht doch noch etwas über die Ästhetik hinaus gibt. Fast kommt es mir so vor, als

suchte sie eine Rechtfertigung, sich die Bilder anzusehen. Als suchte sie eine Erklärung für das, was sie fasziniert. Die Behauptung, es sei nichts dahinter, scheint mir eine Art Pfeifen im Wald. Einerseits möchte sie von mir hören, dass doch etwas dahinter steckt, und andererseits hat sie Angst, es könnte etwas dahinter stecken, das sie abstößt – oder anzieht. Ich erkläre ihr, dass die Aggression, die sie in den Bildern sucht, harmlos ist, wenn sie auf den ersten Blick zu erkennen und vor allem zu benennen ist. Dann ist es etwas, das sie schon kennt, und es lohnt sich für mich nicht, das noch einmal zu machen. Sie überlegt, ob solche Art von Kunst vor 10 Jahren möglich gewesen wäre, und ich sage, dass sie vielleicht nicht einmal heute möglich ist. Dabei wundere ich mich über mich selbst: ist das Courage oder Unverfrorenheit? Ich glaube, sie wäre gern einer avantgardistischen Entdeckung auf der Spur, aber sie fürchtet, sich vor ihren Kollegen zu blamieren. Überhaupt kommt es mir beim Vorführen meiner neuen Arbeit so vor, als stünden rundherum jede Menge Fettnäpfchen, in die die Betrachter zu treten fürchten. Diese Furcht ist umso größer, je mehr der Betrachter ein ‚Amt' in der öffentlichen Kunstszene bekleidet. Nie war für mich die Angst, der Macht der Bilder zu erliegen, deutlicher spürbar als jetzt, da sie verleugnet wird – die Macht der Bilder wie die Angst davor.

Manchmal kommen mir die offiziellen Vertreter der Kunstwelt vor wie die Kinder, die gern mit dem Onkel, der ihnen Bonbons verspricht, mitgehen würden, sich aber nicht trauen, weil man ihnen eingebläut hat, dass das gefährlich ist. Und die Forderungen nach sichtbarem Bruch, nach ins Auge springender Ambivalenz im Werk ist das blaue Schild am Wegesrand, auf dem seit ein paar Jahren nicht mehr ein Mann mit einem Kind an der Hand geht, sondern eine – harmlose – Frau. Mir scheint, sie gehen bei neuen Arbeiten nur mit, wenn deren Harmlosigkeit durch vertraute Mechanismen garantiert ist. Zu diesen vertrauten Mechanismen gehört zum Beispiel auch der Ritus der Behauptung, da würden ‚Sehgewohnheiten aufgebrochen'. Aber was hat es mit Neuerung zu tun, wenn es zur Gewohnheit wird, ‚Sehgewohnheiten aufzubrechen'?

Aufstieg mit drei Kollegen durch die Dachstein-Nordwand. In den schönsten Farben male ich den anderen aus, dass wir auf dem Gipfel die Schneefelder der Südwand vor blauem Himmel sehen werden. Das Licht wird so gleißend sein, dass der Himmel schwarz wirkt. Kurz vor dem Ziel bekomme ich Höhenangst. Wie ein Koala klammere ich mich an den Berg – es hilft nichts. Ich gebe auf und leihe einem der anderen meine Sonnenbrille. Dann drehe ich um und besuche im Tal den Zoo. In einem düsteren, feucht-glitschigen Gehege liegen zwei dicke Seekühe und liebkosen einander mit ihren Flossen, die zu kurz sind

für eine Umarmung. Mein Blick gleitet nach oben in die Dachstein-Südwand. Erst jetzt fällt mir auf, dass das Schneefeld doch noch eine Spalte weiter entfernt ist. Der Anblick der kahlen Steine ohne Schnee wird die anderen, die es bis auf den Gipfel geschafft haben, enttäuschen. Auch die Seilbahn, die an dieser Seite auf den Berg führt, ist jetzt ersetzt durch bloße Seile. An ihnen werden Menschen zappelnd wie Marionetten in einer entwürdigenden Tortur nach oben gezerrt.

In einem großen Museum, das Bilder von mir zeigt, soll ich einen Vortrag halten. Ich finde meine Bilder nicht, sehe sie aber stattdessen in einem Buch mit barocken Darstellungen. Ich verstehe den Zusammenhang nicht, weiß aber, dass ich ihn plausibel machen muss, um den Vortrag halten zu können. Doch leider hat man vergessen, die Veranstaltung anzukündigen, stattdessen ist eine Puppenbühne aufgebaut, auf der eine Künstlergruppe Kasperltheater spielt. Ich mische mich unters Publikum, das während der gesamten Vorführung stehen muss, und höre von Ferne gregorianischen Gesang. Dazu hüpft eine Leberwurst in Pantoffeln schwungvoll auf und ab, und ich begreife plötzlich, dass genau dies die Spanne ist, die ich in meinem Vortrag zu erklären habe.

Ankunft in New York. Ich bin berauscht vom warmen Sonnenlicht, das die Straßen durchströmt, und lasse mich treiben. Am Übergang zur 5. Avenue hängt in einer Vitrine hoch über den Köpfen der Passanten ein ärmelloser Persianermantel, vor dem einige Passanten den Hut ziehen, weil er angeblich der „weiseste Mantel der Welt" ist. Er ist geschnitten wie ein Messgewand, der Pelz leuchtet in warmglühendem Altrosa, doch wachsen darin ein paar besonders lange weiße Locken, die sich in zarten Kringeln über den rosa Grund legen und die Farbe zweidimensional schillern lassen. Allmählich werde ich hungrig. Während meine Hand in der Manteltasche nach dem Telefon gräbt, berührt sie ein Brötchen, das plötzlich zu vibrieren beginnt. Es ist mein Handy, das sich in ein Brötchen verwandelt, sobald jemand anruft.

„NATHAN, DER WEISE“ IN „ZEITGEMÄSSER“ INSZENIERUNG

Das heißt, der Regisseur zerlegt und zerpflückt den Text, als wollte er vor allem demonstrieren, dass er etwas damit anfangen kann, und zwar viel mehr und Originelleres als seine Vorgänger. Von Erkenntnis keine Spur. Und die Kostüme sind auch sehr „modern“ – Israelis mit MG, Palästinenser, Frauen in Uniform ...
Das erinnert mich an meine Erfahrung mit der BILD-Zeitung:
Jedes Mal, wenn ich eine dicke Überschrift auf der oberen Hälfte der Titelseite sah, dachte ich, dass die Buchstaben so fett gedruckt sind, weil etwas Besonderes passiert ist. Und das jahrelang. Erst als ich regelmäßig jeden Tag die Schlagzeilen las, verstand ich, dass Form und Inhalt in diesem Fall nichts miteinander zu tun haben.
Genauso ging es mir mit bestimmten Sätzen in Theaterkritiken: „Der Regisseur verlagert die Handlung des Stückes in das Russland unserer Tage“. Ich habe mich lange gefragt, wie das geht und hatte große Erwartungen, als ich das erste Mal so ein Stück sah. Es war ernüchternd wie die BILD-Zeitung: Nicht das Stück war irgendwohin verlagert, sondern die Leute auf der Bühne trugen statt Turban Pelzmützen, statt Säbel Pistolen. Die Verkleidung war halt anders.
Demselben Prinzip folgt der neue Spielberg-Film „Artificial Intelligence“: Da läuft ein angeblicher Roboter herum, der behauptet, wie ein Mensch zu fühlen. Tatsächlich aber sieht man auf der Leinwand einen Menschen, der einen Roboter spielt, der einen Menschen mimt. Der ganze Zauber funktioniert nur, wenn man den Pressetexten der Produktions-Firma traut, und nicht den eigenen Augen. So ähnlich dürfte es sich mit (Theater-)Kritiken verhalten.

Ich habe den Auftrag, am Düsseldorfer Schauspielhaus zu inszenieren. Zur Verfügung stehen mir ein Schauspieler und eine Schauspielerin. Letztere ist furchtbar lahm und vollkommen unengagiert. Ich lasse eine Vogelspinne aus Gummi über die Bühne laufen, von einem Puppenspieler ferngesteuert, um sie aus der Reserve zu locken. Nicht einmal darauf reagiert sie. Die ganze Produktion soll nach Duisburg geschafft werden. Zu diesem Zweck wird die Schauspielerin in einem Rollstuhl festgeschnallt und in einen Transportwagen verladen. Hier soll die Spinne noch einmal zum Einsatz kommen. Während die Aktion vorbereitet wird, beschleicht mich das Gefühl, die Schauspielerin könnte sich dabei zu Tode erschrecken. Aber das würde wenigstens einen kurzen lebendigen Augenblick erzeugen.

SPIEL MIR DAS LIED VOM TOD

Morricones Filmmusiken funktionieren wie ein Klingelknopf: Einmal draufdrücken und schon springt die Herzenstür auf. Vorausgesetzt, man kommt aus dem westlichen Kulturkreis oder versteht wenigstens seine Codes. Sie gehören zu den kulturellen Vereinbarungen, die wir nicht selbst getroffen haben, die uns aber trotzdem beherrschen. Zugleich verändern sich die Codes mit der Kultur, die wir hervorbringen. Wir sind Produzenten der Codes, denen wir zum „Opfer“ fallen. Ein schier unentwirrbares Knäuel. Die Kunst entwirrt es, indem sie am einen Ende die Fäden auseinandersortiert, während sie zugleich am andern Ende schon wieder neue Codes entwickelt und dem Knäuel ein paar Verwicklungen hinzufügt, die nachfolgende Generationen dann wieder entschlüsseln ...

Bei einer Augenoperation wird mir die Linse des linken Auges entfernt. „Es wird entkernt“, sagt die Ärztin. Als ich in den Spiegel sehe, stelle ich fest, dass da, wo die Linse war, jetzt ein Loch ist, durch das man auf ein goldenes Emblem im Hintergrund blicken kann: zwei Hände, offenbar von zwei Menschen, die sich die Hände reichen. Die Telekom hat es dort angebracht, weil sie als Sponsor meiner teuren Operation fungiert.

Mit Margarethe von Trotta wandere ich durch eine Gruppen-Ausstellung, zu der ich die Katalogtexte übersetzt habe. Ich kann mich an die einzelnen Künstler kaum noch erinnern, obwohl ich dachte, dass sie mich interessiert hätten. Margarethe weint bitterlich, weil sie meint, ich käme nach jeder Reise in ein großes helles Atelier zurück, in dem jemand auf mich wartet, sie hingegen kehre in eine dunkle Höhle zurück, und niemand erwarte sie. Wir treffen Hanna Schygulla, die unsere Aufmerksamkeit will, und am Ausgang auf uns wartet. Aus Höflichkeit gesellt Margarethe sich zu ihr, um sie nicht allein warten zu lassen. Ich bin an einer Stelle in der Ausstellung hängen geblieben und komme deshalb erst langsam nach, kann mich aber nicht richtig konzentrieren, weil ich weiß, dass die anderen warten. Am Ende der Ausstellung steht eine Wiege mit weißer Bettwäsche und Rüschen, darauf ein liegendes Glas. In der Katalogbeschreibung waren es noch mehrere Gläser. Vor dem Museum warten Margarethe und Hanna. Ein gelbes Golf-Cabrio mit einem Haufen junger Leute darin fährt einen fast senkrechten Wiesen-Hang hinauf: Sie üben Skateboarding in einer Halfpipe mit dem Auto. Beim ersten Mal klappt es, wir bewundern ihre Waghalsigkeit, beim zweiten Mal kullern sie hinunter und überschlagen sich. Auch das scheint zur Sportart zu gehören, aber es sieht ziemlich dramatisch aus, und einige Insassen lachen nicht.

Wir sind gefangen in einem Tier,
das ununterbrochen mit Wurstbroten gefüttert werden will und zugleich die Fühler nach einer anderen Welt ausstreckt. Und meistens will es auch noch betäubt werden. Über Freuds Lust am Rauchen hat jemand gesagt, es sei „ein Mittel, um die Grenzwächter des Bewusstseins einzuschläfern, ein Floß, um den Strom der ewigen Wiederkehr zu befahren wie Huckleberry Finn den Mississippi."

Im Obstladen erfahre ich, dass man mir einen Preis für meine Arbeit zugesprochen hat, er liegt für mich zum Abholen bereit. Ich erledige erst meinen Einkauf im Obstladen. Dann hole ich den Preis ab: eine Kodak-Schachtel, gefüllt mit wild durcheinander gewürfeltem Zeug – z. B. Schokoladenostereier, ein schwarzer und ein weißer Füllfederhalter, die sich als äußerst nützlich erweisen, weil sie über alle Funktionen verfügen, die ich mir schon immer gewünscht habe.
Das Haus, in dem ich den Preis abhole, steht am Meer, das Wasser ist klar und funkelt in der Sonne. Ich suche mir ein Plätzchen auf einem abgelegenen Felsvorsprung, ideal zum Nachdenken. Doch ich fürchte, dass ich nicht lang allein bleiben werde und gehe hinunter ans Wasser; darin tauchen schwarze Tiere mit langgestreckten Hälsen blitzschnell wie Pfeile an mir vorbei. Es ist Ausdruck reiner Lebensfreude, das Wasser rauscht. Das Vergnügen wird nur getrübt durch ein Pferd und einen Esel, die am Ufer herumlaufen. Der Esel sieht mich bedrohlich an und galoppiert auf mich zu. Ich laufe weg, drehe mich um und sehe, dass das Pferd es gut mit mir meint, weil es den Esel abdrängt.

Kunst unterteilt sich in zwei Kategorien:
Erhellendes und Wandschmuck. In Paris gibt es zeitgleich eine Ausstellung von Andreas Gursky und Hans-Peter Feldmann. Die Schlangen vor dem Eingang bilden sich naturgemäß dort, wo es den Wandschmuck gibt. Bei Feldmann begegne ich hingegen während eineinhalb Stunden drei Besuchern.
Ein Lichtblick – aber auch verwunderlich – ist die Tatsache, dass Jenny Holzer so viel Zuspruch kriegt. Vielleicht, weil sie Erhellendes wie Wandschmuck präsentiert. So wie Mozart, der seine Vielschichtigkeit in pfeifbare Melodien verpackt hat.

Die Kunstakademie in Dresden sieht genauso aus wie die in Düsseldorf. Jemand erklärt mir, man habe das Gebäude beim Architekten im Doppelpack bestellt, damit es billiger wird. Ich nehme an einer Sitzung teil, bei der Kindesentführungen simuliert werden, manchmal so echt, dass sie in Realität umschlagen. Die Veranstaltung ist deshalb sehr anstrengend, alle paar Minuten wird jemand zum Teeholen geschickt. Die Kantine befindet sich im Dachgeschoss, und schon der Weg dorthin erweist sich als schwierig. Über der Treppe schweben drei Rollläden, die ein Künstler installiert hat. In unregelmäßigen und nicht vorhersehbaren Abständen saust einer der Rollläden wie eine Guillotine zu Boden und erschlägt denjenigen, der gerade darunter hergeht. Als ich schließlich in der Kantine ankomme, will man mir keinen Tee mehr geben, obwohl er fertig gekocht dasteht, allerdings zieht er schon seit ein paar Stunden und ist rabenschwarz. Ich kämpfe um den lauwarmen Tee und bekomme ihn. Ein dicker Sammler und seine Gattin haben die Szene aus einem tiefen Sessel heraus beobachtet und sich darüber amüsiert. Mein Galerist versucht ihnen meine Arbeit schmackhaft zu machen – kein Interesse. Jemand fragt mich nach dem Weg, ich greife mir einen Pinsel mit kobaltblauer Ölfarbe und male ihm mit flüchtigen Strichen eine Wegskizze auf einen Hochglanzprospekt mit Mondrian-Bildern. Mein Farbauftrag überschneidet sich mit der gedruckten Farbe in einer scharfen Kante, die der Sammler zu erkennen versucht, aber nicht sieht, weil das Licht so fällt, dass die Farbwülste meiner Ölskizze keine Schatten werfen. Ich nehme seinen wurstigen Zeigefinger und führe ihn über die noch feuchte Farbe. Da erst glaubt er mir, dass das Bild echt ist und bricht in Begeisterung über meine Malerei aus. „Ich kann überhaupt nicht malen", sage ich amüsiert, „Gerhard Richter ist mein Zeuge." Jetzt will er das Blatt erst recht kaufen.

Hanna Schygullas Hochzeit. Alles sehr exklusiv, das heißt, man gibt sich so. Als Höhepunkt wird ein Essen aus Frankreich eingeflogen, ein superteures Buffet. Gemeinsam mit den anderen Gästen sitze ich auf der Tragfläche eines fliegenden Flugzeugs. Von hier aus können wir die Ankunft des kostbaren Essens am besten verfolgen. Über unseren Köpfen schwebt eine gläserne Maschine mit dem Buffet ein. Sieht edel aber mickrig aus – viel zu wenig für 60 Personen. Die Maschine fliegt einen Salto – seltsam, dass das Essen nicht verrutscht. Beim Hochschauen wird mir schlecht, ich ziehe es vor, nach unten zu sehen. Das Essen wird ausgepackt: Es ist tatsächlich viel zu wenig, Hanna zeigt sich empört. Ich tröste sie: Die Firma hat als Notreserve ein paar Dosen Ölsardinen mitgeliefert. Während der Feierlichkeiten wechseln

meine Haare die Farbe, sie werden lang und goldblond. Ich schüttle sie ab. Wie eine Fangemeinde sind Hannas Geliebte um sie versammelt. Die Frauen versuchen sich mit mir darüber auszutauschen, welche von uns sie am meisten liebt. Noch einmal verwandeln sich meine Haare in eine lange blonde Mähne. Diesmal werde ich sie nicht mehr los. Nach der Trauungszeremonie erwartet Hanna den krönenden Abschluss und thront allein auf einem Gips-Sockel. Es herrscht peinliche Stille, endlos und quälend. Da steigt Hanna herab von ihrem Sockel, zieht ihr Kleid aus und zerteilt es mit einer Kuchenschaufel. Unter den Gästen bricht ein Gerangel um die beiden Hälften aus. Eine Schlägerei bahnt sich an. Zwei schöne Männer reißen sich gegenseitig die Perücken vom Kopf. Hanna hebt die rechte Hand und verkündet die rettende Idee: Zur Verlosung der beiden Brautkleidhälften gibt es eine Tombola.

„DER APFEL FÄLLT NICHT WEIT VOM STAMM“

Die Macht solcher Sprüche ist furchtbar, weil sie suggerieren, dass, was über Generationen Gültigkeit hatte, nicht plötzlich von einer einzigen Person außer Kraft gesetzt werden kann. Wie die Mutter, so die Tochter, basta. So reagiert meine österreichische Verwandtschaft auf meine Versuche, mich von meiner alten Mutter zu distanzieren, mit der Beschwörung: „Wenn sie tot ist, wirst du es bitter bereuen.“ Ich habe keine Angst, nachts im Park vergewaltigt zu werden, aber ich fürchte mich vor der Macht der Sprache.

In der schweren, dunklen Fassade einer altehrwürdigen Stadt erhebt sich ein Sturm mittlerer Stärke mit frenetischer Wirkung. Das weite österreichische Hinterland ist flach und zeigt keine Erhebung außer zwei Kränen. Nacheinander stürzen sie um und begraben massenhaft Menschen unter sich. Ich nehme Zuflucht in einer Mauernische und treffe dort einen ehemaligen Künstler, der sich zum Kurator gewandelt hat. Von dort wandert mein Blick – und mit ihm ich selbst – auf den Balkon meines Elternhauses. Darauf sitzt die Kritikerin M. mit einem Stapel Aktenordner unterm Arm und schimpft milde mit mir, weil ich mich in der Kunstwelt nicht zurechtfinde. Aber sie hat eine Lösung: In ihren Ordnern hat sie für jeden Künstler ein vorbereitetes Formular, das ihm, wenn er es signiert, eine Patenschaft garantiert. Danach braucht er nur noch ein paar geniale Pinselstriche auf einem anderen Blatt Papier zu hinterlassen, und schon ist er nie mehr allein oder arm. David Reed greift sofort zu. Mit himmelblauer Ölfarbe wirbelt er übers Papier und tut zumindest so, als nähme er die Sache nicht ernst. Das Foto, das als Identitätsnachweis auf seinem Unterschriftenblatt klebt, zeigt ihn als „Armes Negerkind“.

Schreiben dient der Erkenntnis,
Kunst der Beschwörung. Erkenntnis und Beschwörung sind die zwei Gläser der Brille, durch die wir das Leben zu sehen versuchen. Kunst und Schreiben sind die Scheibenwischer im Dauerregen des Lebens.

Mein Galerist und ich gründen eine Agentur zur Lösung besonders schwerer Fälle – das heißt, wir ermitteln im Milieu. Unser erster Auftraggeber schickt uns nach Hamburg und teilt uns mit, dass wir dort auf ein paar tatkräftige Helfer treffen werden, einen 500er Mann und eine Frau, die halt sei, wie die Frauen so sind: langsam, aber verlässlich immer auf der Spur des Geldes. Während wir beim Essen sitzen – wir machen den Job wegen seiner angenehmen Seiten –, frage ich meinen Galeristen, wie es ist, wenn wir jetzt einen Anruf bekommen und die Verfolgung aufnehmen müssen, wo wir doch nicht mehr ganz nüchtern sind. Seine Antwort ist eindeutig: Er stellt sich rückwärts auf eine Rolltreppe und fährt einen Stock tiefer.

Ich angele mit meiner Arbeit
nach nichts Geringerem als dem ewigen Leben. Natürlich weiß ich, dass es das nicht gibt, außerdem halte ich es keineswegs für erstrebenswert, für immer hier zu sein. Aber „ewig“ ist etwas anderes als „für immer“. Ewiges Leben heißt, die trübe Suppe durchschauen, in der wir schwimmen.
Bisher ging noch keiner unserer Erkenntnis-Versuche darüber hinaus, die Brühe zu beschreiben. Und trotzdem versuchen wir es bei jedem neuen Anlauf mit einer Unbekümmertheit, als wäre es das allererste Mal.
Ein Kollege versucht meine Arbeit zu beschreiben: „Du jagst ein Phantom.“ Das Leben ist ein Phantom. Ich jage das Leben.

Zusammen mit dem berühmten Bankräuber Emmons unternehme ich eine kriminelle Aktion, die darin besteht, die Polizei zu provozieren: Verbunden mit einem lockeren Strick, schlingern wir eine prächtige Allee entlang und simulieren damit den Fluchtweg. Dabei ruft Emmons von Zeit zu Zeit „Fehler“, um darauf hinzuweisen, was andere Bankräuber auf ihrer Flucht alles falsch gemacht haben. Hinter uns folgt ein ganzer Tross von Freunden und Verwandten, alle sind eingeweiht. Emmons und ich treiben es auf die Spitze, doch mir ist nur solange wohl, wie es ein Spiel ist. Der Strick reißt, wir haben es zu weit getrieben, die Polizei taucht hinter mir auf und ich ergebe mich lachend, weil es ja nur ein Spiel ist. Zur erkennungsdienstlichen Be-

handlung streicht der Polizist mir Mayonnaise auf die Fingerkuppen. Dann führt er uns in ein Verlies. Allmählich wird mir klar, dass aus dem Spiel Ernst geworden ist. Durch eine enge düstere Wendeltreppe treibt er uns in einen Gefängnisturm. Die Wände sind grau und porös. Der Polizist meint, er wisse nicht, wie mein derzeitiges Verhältnis zu Emmons sei, aber wenn wir wollten, könnten wir als besondere Vergünstigung eine Doppelzelle haben. Bloß nicht! Ich will auf keinen Fall mit diesem Mann in eine Zelle, obwohl uns angeblich eine frühere Liebschaft verbindet. Der Preis dafür, von ihm unbehelligt zu bleiben, ist eine grauenhafte Einzelzelle ganz oben im Turm, in der ich mich nicht einmal umdrehen kann. Eine eiskalte Zwangsjacke aus dreckigem, rauem, feuchtem Beton. Doch in den Wänden sind Löcher, die mir den Sprung in die Tiefe erlauben.

Die Behauptung,
man könne mit Kunst etwas „erforschen", ist eine artige Verbeugung vor der Forderung nach nützlicher Kunst.

Bei Margarethe von Trotta in Paris. Alles ist überschwemmt. Das Wasser reicht fast bis zu ihrem Apartment, obwohl es im 7. Stock eines Hochhauses liegt. Fantastischer Blick über die Stadt. Ungerührt schwimmt der Wohnungseigentümer mit uns um das Haus herum. Hinter dem Hochhaus liegt eine grandiose Berglandschaft, der Wohnungsbesitzer ist verliebt in diesen Anblick. Als Gegenstück zur Bergkulisse breitet sich vor dem Haus eine weitläufige Stadtlandschaft aus – vorne Paris, hinten Gebirge. An der Schwelle zwischen den beiden Welten erhebt sich ein Renaissance-Tempel namens Baumann. Von ihm ragt nur noch das Dach aus dem Wasser. Der Rest ist in den Fluten versunken. Im Vorbeischwimmen blicke ich auf das Dach hinunter und staune, weil ich den Tempel bisher nur von unten kannte – aus der Straßenperspektive.

Keine Bilder
zu finden bedeutet Dunkelheit, in der man die Hand vor Augen nicht sieht. Es ist nicht die Hand, für die man sich in der Dunkelheit interessiert, sondern das Sehen.

Ich soll einen Werbefilm über Israel drehen und habe eine Idee, die mich selbst überzeugt. Die Kamera fährt durch eine architektonisch eindrucksvolle Allee in einen runden Platz, der von Renaissance-Gebäuden in vollkommener Harmonie umschlossen ist. Dort postiert sie sich, etwas außerhalb des Mittelpunkts, und beginnt sich immer schneller zu drehen. Dazu sollen Golda Meir und Ariel Scharon einen Gesang anstimmen. Alles ist vorbereitet, die Kamera läuft, neben mir sitzt Scharon, gegenüber Frau Meir. Doch als es soweit ist, bleibt Golda Meir stumm, sie will nicht singen, und auch Scharon verzieht missmutig das Gesicht. Ich kann ihr Unbehagen verstehen und erkläre ihnen, dass mir zu Berlin auch kein Lied einfallen würde.

Ein Kollege besucht mich,
wir plaudern über Kunst und Tod wie andere über das Kinoprogramm. Seine Freundin hat sich vor einem halben Jahr umgebracht, er steht unter Dampf, ein Glas Rotwein nimmt den Überdruck. Zu meinem Buch über den Tod eines Freundes meint er, es sei ihm zu distanziert: „Noch trostloser als Kafka." Die Kritik trifft mich nicht. Aber als er zu einem meiner Bilder sagt, man spüre, dass ich etwas sagen wolle, bin ich zutiefst getroffen. Ich werde mir wie Papageno ein kleines Schloss vor mein Kunstmaul hängen müssen.

Feuerwerk am Rheinufer bei heftigem Unwetter. Der Sturm ist so stark, dass die Szene einem Kriegsschauplatz gleicht. Inmitten des Tumults malt Robert Wilson ein betörend ungerührtes Bild in einer einzigen Farbe an den Himmel: Ein kobaltblauer Wal teilt sich wie eine Eizelle in einen Mann und einen Fisch, Mann und Fisch schmiegen sich mit tänzerischer Grazie in die Konturen des Wals, um sich anschließend jeweils in einen Fisch und einen Mann zu teilen. Dann fließen die beiden Fische zu einem einzigen Fisch zusammen, die beiden Männer verschmelzen zu einem Mann, Mann und Fisch fügen sich wieder zur Form des Wals, bevor der Mann dem Fisch einen Stups auf die Nase gibt, so dass er verschwindet und der Mann am Himmel verglüht.

Der New Yorker Galerist Leo Castelli
erklärt in einem Interview, die Preise für bestimmte Kunstwerke seien Indikatoren für deren Qualität. Was soll er auch anderes sagen? Später im Interview passiert ihm ein Lapsus. Um die steile Karriere eines Künstlers zu erklären, sagt er: „Eine Reihe von Leuten in der Kunstwelt haben beschlossen, äh … sind zu der übereinstimmenden Meinung gekommen, dass diese Arbeit gut ist."

Eine Vorstellung – Kunst, Performance oder Theater, oder von allem etwas – ist nicht besonders aufregend. Bin froh, dass es zu Ende ist. Die Beteiligten treten auf die Bühne, es scheint endlich vorbei, da präsentieren sie den „Höhepunkt" ihrer Show: Ein klappriger Zug mit notdürftig gesicherten Plattformen als Wagen rattert auf provisorischen Schienen heran, und das Publikum soll während der Fahrt aufspringen. Ich sitze im – bzw. auf – dem ersten Wagen, die Fahrt ist riskant und irgendwie hip, aber blöd, es nervt mich, schließlich springt mein Wagen aus den Schienen, vielleicht habe ich auch ein bisschen nachgeholfen. Mit klammheimlicher Freude und nach außen demonstrierter Gelassenheit reklamiere ich, dass ich einen anderen Platz will. Da nimmt das Unglück seinen Lauf. Alles gerät aus den Fugen, die Fahrt wird zum Chaos. Als wir aussteigen, bin ich mit allen entzweit, warte aber dennoch am Ausgang auf die andern, um mit ihnen den Weg zurück zum Tagungszentrum anzutreten. Der Ort, an dem ich warte, ist ein Opernfoyer, in dem sich die vornehmen und etwas borniert aussehenden Gäste einer Matinee tummeln. Man trägt vorwiegend blauen Samt mit goldenen Kordeln. Es dauert eine Ewigkeit, bis sich die Tür öffnet und ein Schwarm Kollegen sich daraus ergießt. Sie hatten hinter der Tür auf mich gewartet – und ich davor. Ich trete den Rückweg allein an. Er führt über Gerüste und Treppen, die in Zimmern enden, unwegsames Gelände ohne jeden Sinn und Zweck, holpriges Auf und Ab, ich lande unfreiwillig in einer privaten Wohnung und will mich gerade durch das Fenster wieder hinausschleichen, als ich „gestellt" werde: Man hält mich für einen Dieb. Mein Weg gleicht allmählich einer Flucht. Die Höhen werden immer beängstigender, ich gerate in eine alte Fabrikhalle, die als Aufführungsort genutzt wird, zugleich ist es eine Fabrik für Puppenkleider. Ich stehle mich vorbei an Arbeiterinnen, die alle sehr beflissen darauf bedacht sind, den Puppenkindern möglichst ästhetische Kleider zu nähen. Es ist kaum möglich, einen Ausweg zu finden, weil das Innere der Fabrik so groß ist, dass man es für die Außenwelt halten könnte. Doch die braune Düsternis verrät, dass es sich um einen Innenraum handelt, während der Außenraum blau und weiß ist. An einer romanischen Kirche komme ich schon zum zweiten Mal vorbei – ich bin im Kreis gelaufen. Ein Skilangläufer rauscht an mir vorbei und haut mir zur Demonstration seiner Überlegenheit noch schnell im Vorbeifahren seinen Ski ins Kreuz. Als ich schließlich am Tagungsort ankomme, ist allgemeine Aufbruchstimmung. Zwei meiner Kollegen verabreden sich in Washington – dahin möchte ich jetzt auch, beruflich, nicht privat und ganz selbstverständlich, so als wäre es die unmittelbare Nachbarschaft, wo man natürlich ab und zu auch lieben Freunden begegnet. Dass ich stattdessen den Heimweg antreten muss, ist die Folge davon, dass ich die Show bescheuert fand. Aber sie war wirklich nicht gut.

In Paris im Dunkeln durch die Straßen irrend, betrete ich ein schmales Haus, in dem angeblich der Leichnam eines Maler-Kollegen liegt. Ich weiß, dass dies der Anblick ist, den ich von allen am meisten fürchte und betrete starr vor Angst das Zimmer. Auf dem Bett liegt nur der Kopf. Ich schaffe es, mich ihm zu nähern, berühre ihn sogar, rede ein paar Worte, die Angst unterdrückend, mich wundernd, dass es mir gelingt. Dabei verformt sich der Kopf und wird weicher, so als gäben die Knochen nach, der Unterkiefer schiebt sich nach vorn und verfremdet die Form, kaum dass noch das Gesicht darin zu erkennen ist. Auf dem Höhepunkt meines Mutes streife ich seine Lippen mit den meinen und wundere mich, dass sie feucht sind. Die Augen scheinen nicht ganz geschlossen. Ich bin erstaunt, dass sich so ein Toter anfühlt, begreife, dass meine Fähigkeit, den Horror vor der Leiche zu unterdrücken, allmählich zur Neige geht und entferne mich langsam vom Bett des Toten, ihn dabei nicht aus den Augen lassend – ich gehe rückwärts zur Tür. Ich halte den Kopf des Toten fest im Blick, er liegt jetzt auf der Seite und sieht ein bisschen schmollend aus, düster und schmollend, aus der Form geraten. Als ich die Tür erreicht habe, beginnt der Kopf zu husten und hält sich dabei die nicht vorhandene Hand vor den Mund. Ist es möglich, dass ein Toter hustet? Ich renne nach draußen, rufe eine Krankenschwester, die feststellt, dass es sich um deutliche Anzeichen von zurückkehrendem Leben handelt. Sie ist völlig ungerührt und malt ihm mit einem Buntstift einen roten Strich auf die Lippen, damit er lebt.

Das Leben ist ein Gastspiel,
unbegreiflich, weil wir wissen, dass wir nirgendwoher kommen und nirgendwohin gehen. Meine Unruhe ist die Unruhe des freien Falls. Wer sich beim Fallschirmspringen entspannt, muss bekifft sein.

Für ein monumentales Kriegs-Stück im Theater soll ich einen Bühnenraum erfinden. Ich plane gigantische Stahl- und Spiegelplatten mit Schlachtengetümmel. Alles grau und ohne Farbe. Der technische Leiter heißt Blume und ist ein komplizierter Mensch, der nur selten ein Wort herausbringt. Tagelang schlage ich mich mit seinen Leuten herum, die erst die Mitarbeit verweigern und dann widerwillig an die

Arbeit gehen. Die Probebühne ist der reinste Kriegsschauplatz. Als ich alles soweit unter Dach und Fach habe, dass die Produktion der Kulissen beginnen kann, kommt ein Anruf vom Regisseur: er wolle sich die Bühne lieber selbst gestalten, er brauche dazu nicht mehr als eine einzige Figur. Wütend rufe ich die Intendantin an. „Dieser Jago ist eine Diva", sagt sie lachend und legt sich mit ihrem Liebhaber ins Bett. Zwischen den beiden ist noch ein Plätzchen frei, da soll ich mich hinlegen und ausruhen. Ich ziehe es vor, draußen herumzulaufen und denke mir einen Racheplan aus: Bei der Premiere werde ich an meiner Stelle eine menschengroße Banane in die erste Reihe setzen. Jemand warnt mich, das sei unfair, ich müsse den Menschen sagen, wer sich dahinter verbirgt. Sonst breche Panik aus. Nein, sage ich, nach dem elften des Monats wäre das Wodka für die Seele.

Eine Frau, die wie ein schwacher Abklatsch von Margarethe von Trotta aussieht, teilt mir mit, dass Margarethe von Trotta sich umgebracht hat. Es dauert lange, bis die Botschaft bei mir angekommen ist. Ich beginne fassungslos zu schreien. Vermutlich weiß niemand, was ich verloren habe. Die Aussicht auf ein Leben ohne sie klirrt kühl in meinem Schädel. Doch dann nimmt sie Alexander und mich mit zu einem Essen bei Christoph Marthaler. Alexander fehlen die Worte. Mein Vater lugt sterbend unter einer Decke hervor. Ich hülle ihn ein wie ein Kind. Vielleicht ist er nur müde.

An einem steilen Abhang löst sich eine Steinlawine und streift die dort spielenden Kinder – lauter Jungen. Nachdem das Getöse vorbei ist, renne ich hin, greife nach der Hand eines Jungen, zögere, nehme dann noch die Hand eines zweiten Kindes – das ist die Menge, die ich bewältigen kann – und renne mit ihnen los. Sie sind verstört, aber ihre Verletzungen scheinen sich in Grenzen zu halten. Als ich allein zurückkehre, schwebt in der Luft ein bunter Fisch von atemberaubender Schönheit. Er ist gestrandet und muss sterben, weil er nicht mehr in seinem Element ist. In der Luft schillert sein Körper silbrig in allen Schattierungen. An seiner Flanke schwebt ein zweiter Fisch und bohrt mit spitzem Maul ein Loch in ihn, um ihn bei lebendigem Leib auszusaugen. Er wehrt sich nicht. Ein Stück weiter schwebt ein dritter Fisch, noch größer und farbenprächtiger, dem seine imposante Gestalt und Schönheit ebenfalls nichts nützen: Auch er wird bei lebendigem Leib ausgesaugt. Starr vor Entsetzen, lässt er es geschehen.

In einer Kiste liegen eine Schildkröte und ein Lobster im Winterschlaf. Beide beginnen sich zu bewegen, sobald ich sie ansehe. Wasser, sie brauchen Wasser nach dem langen Winter! Der Lobster ist ein bisschen aufdringlich und kriegt eine Tomate. Die Schildkröte, schon fast skelettiert, ist lahmer und kann ihren Kopf kaum aus dem Panzer stecken. Sie bekommt eine Ladung Wasser ab, woraufhin sich der Sand in ihrer Kiste in Zucker verwandelt und das ganze Tier bedeckt. Dabei gibt es ein erschreckendes, zischendes Geräusch, als würde ein Schwelbrand gelöscht. Mit unsanften Bewegungen befreie ich den Kopf der Schildkröte vom Zucker, den Rest schafft sie selbst.

Performance des Konzept-Künstlers Dan Graham zu nächtlicher Stunde. Ich bemerke die Regung in seinem Zimmer, beobachte ihn eine Zeit lang und helfe ihm dann bei seiner Performance – ich arrangiere Rosen. Dan Graham will, dass sämtliche Wände mit rosa Rosen gepflastert werden. Er hängt Bilder auf, die von oben bis unten mit rosa Rosen bemalt sind, auf Stühlen vor den Rosen-Wänden drapiert er Frauen – sie stecken in Kleidern, die mit rosa Rosen bedruckt sind. Ich schleppe haufenweise rosa Rosen herbei und setze in seiner Abwesenheit sogar noch eins drauf: Ich male selbst ein Rosenbild – was ihn bei seiner Rückkehr zu großem Lob veranlasst, ja angeblich zu solchem Respekt, dass er sich jetzt sogar langsamer bewegt.

Ich plane mit meinem Galeristen eine Hochzeit aus formalen Gründen. Es geht nicht um eine reale Liebesbeziehung, sondern darum, die Behörden zu betrügen. Die Eheschließung soll reine Formsache sein, danach gehen wir wieder getrennte Wege. Am Morgen der Hochzeit ziehe ich ein schulterfreies weißes Kleid an. Es läutet an meiner Wohnungstür, ich öffne: Mein Bräutigam steht vor der Tür, in einem schulterfreien weißen Kleid, auf dem Rücken ein artiges Schleifchen. Er sieht göttlich aus mit seinen knochigen Schultern und dem kahlrasierten Schädel. Ich breche in Gelächter aus: „Du siehst unmöglich aus." Seine Miene verfinstert sich: „Wir können es auch lassen." Mir wird mulmig: Haben wir mit dieser Hochzeit dasselbe im Sinn? Ich zögere, er drängt, schließlich ist es geschehen, wir sind verheiratet. Beim Verlassen des Hauses rammt mein neuer Ehemann einen rosa Mercedes, der so delikat lackiert ist, dass die Farbe nicht leicht zu ersetzen sein wird. Der Besitzer bläst sich auf und produziert einen Tobsuchtsanfall. Als Schadenersatz verlangt er 120 Euro und eine Briefmarke.

Ich verspreche, ihm alles zu besorgen, wenn er ein Phon leiser brüllt. Dabei drehe ich an seinem Handgelenk, als wäre es der Lautstärkeregler an einem alten Radio. Es klappt, er beruhigt sich, ich renne los, um das Geld und die Briefmarke zu besorgen. Mein Bräutigam händigt mir eine Briefmarke aus, auf der eine Eins steht. Eine Mark, das ist zu wenig, sage ich, dieser Aufschneider will garantiert mehr. Da fällt mir klein gedruckt das Wort Fiftyfifty auf. Es ist eine Marke zu 1 Euro 55, also drei Mark. Das muss reichen. Zurück auf die Straße, der Autobesitzer ist verschwunden, dafür taucht ein Künstler-Kollege auf, den ich lange nicht gesehen habe. Wenn ich Pech habe, fragt er mich jetzt, ob ich verheiratet bin. Entsetzt stelle ich fest, dass ich dann ja sagen muss.

Spielerisch, quasi aus dem Nichts, ergibt sich zwischen mir und vier anderen ein Quintett, das eine Don Giovanni-Arie mit verteilten Rollen singt. Wir beschließen ein Experiment: Die vier fahren in einem Linienbus und singen dort weiter, während ich daneben herlaufe und meinen Gesang mit dem ihren korrespondieren lasse. Es klappt halbwegs, bis wir an einen Fußgänger-Tunnel geraten, den ich allein durchschreite. Meine Schritte hallen in der dunkelrosa Röhre. Am anderen Ende hat sich das Wetter geändert: es ist Sommer. Die Menschen sitzen glücklich auf der Straße, eine lange Tafel ist festlich gedeckt und reicht bis an den Bordstein. Die Gäste schmausen lachend im funkelnden Sonnenlicht. Die Landschaft erstreckt sich grün und hügelig bis in die Vorgärten der klar geformten Häuser, die weit genug auseinander stehen, um allen Bewohnern Platz zu lassen. Die Vorgärten gehen nahtlos in üppig grüne Wiesen über, in der lichtüberströmten Landschaft herrscht Heiterkeit. Alles ist hier ein bisschen größer als anderswo, ein bisschen heller, ein bisschen friedlicher und entspannter. Nirgendwo gibt es ein besseres Fleckchen Erde. Es ist das Paradies. Aber es ist vermintes Gelände.

RUHEFORST

Gestern haben wir Alexanders Mutter zu Grabe getragen – bei strahlendem Sonnenschein. Keine Beerdigung auf die übliche Art, sondern Bestattung in einem Ruheforst in der Nähe von Berlin. Das heißt: fast eine Stunde Anfahrt über holprige Straßen durch kahle Wälder, und dann erstmal am Eingang zum Ruheforst vorbeigefahren – solche Adressen kennt das Navi nicht. Kehrtwende, Auto abgestellt und zu Fuß weiter.

Zu sechst wandern wir den schnurgeraden Weg durch Matsch und Sand, plaudern, lachen und genießen die Sonne. In der Ferne tauchen zwei winzige Gestalten auf, die uns erwarten: die Förster. Sie begrüßen uns mit ernster Miene. Aber wo ist die Urne? Sie steht am „Andachtsplatz" – da führen sie uns hin. Plötzlich ist es aus mit dem Plaudern, und wir sind mitten in der Beerdigungsstimmung. Die Förster gehen voran, wir trotten hinterher.

„Andachtsstätte? Das war nicht ausgemacht!" Alexander rebelliert. Aber da die Urne nunmal dort steht, müssen wir sie abholen. Mir wird mulmig, was erwartet uns? Wir wollen keine Trauerfeier, deshalb haben die drei Geschwister diese Form der Bestattung gewählt. Sind wir doch wieder in eines von diesen Ritualen geraten, an die keiner von uns glaubt? Wie sieht ein „Andachtsplatz" aus? Was haben die Förster mit uns vor? Ich halte Ausschau und merke, dass auch Alexander neben mir sich unbehaglich fühlt. Fast gleichzeitig sehen wir, was wir befürchtet haben: Hinter einer Wegbiegung, auf einer kleinen Lichtung, schimmert durchs Geäst ein riesiges Holzkreuz, davor ein Sockel, darauf die Urne. Mitten im Wald, zwischen Gestrüpp und altem Laub, steht plötzlich ein grün gemaserter Topf mit einem Tannenkranz und thront auf einer Stele – wie ein Totempfahl bei den Indianern. Ich spüre Alexanders Entsetzen vor dem Kult, den wir beide nicht mögen. Nur das Absurde an diesem Bild macht es erträglich.

Auf der Lichtung angekommen, erklärt Alexander den Förstern, dass wir sofort zur Grabstelle wollen. Ein Förster nimmt den Topf und drückt ihn Alexanders Bruder in die Hand. Dann geht er wieder vor. Ab jetzt mit halber Geschwindigkeit. Er schreitet würdevoll über den buckligen Trampelpfad, hinter ihm der Bruder mit der Urne, dahinter wir restlichen fünf. Am Schluss der zweite Förster. Wir sind ein Trauerzug. Hinter mir schluchzt Alexanders Schwester. Sein Bruder dreht sich zu uns um und sagt: „So ist es doch gut, oder?"

Riesige Pinien, kahle Birken, strahlendes Licht, blauer Himmel, raschelndes Laub, durch das ein Trupp aus acht Menschen mit einem Topf aus verwitterbarem Material stapft, darin die Asche der Mutter, um die wir inzwischen alle weinen. Vielleicht ist aber auch etwas anderes drin, wer weiß, wir sehen nicht nach, es würde keinen Unterschied machen.

Nach 10 Minuten landen wir am „Grab": Ein Loch im Boden, das genauso gut von einem Fuchsbau stammen könnte, rundherum ein paar Tannenzweige wie zur Tarnung einer Falle, daneben ein Häufchen Erde – sonst nichts, nur Wald. Am Nachbarbaum ein winziges Schildchen mit dem Namen des Vaters, dessen Asche hier schon vergraben ist.
Der Förster fragt in gedämpftem Ton, ob wir die Urne selbst versenken wollen, und erklärt uns, wie man sie am Faden in das Erdloch gleiten lässt. Der Bruder nimmt den Topf und stellt ihn daneben. Wir sind noch nicht so weit. Der Förster versteht und zieht sich zurück.
Gesenkte Köpfe, alle starren auf den Topf am Boden, als wäre von ihm irgendetwas zu erwarten. Alle weinen, als gälte es, die Mutter zu versenken. Wahrscheinlich tun wir das.
Alexander zieht einen Zettel aus der Tasche, setzt seine Brille auf und beginnt mit seiner Mutter zu reden, als wäre sie im Topf: „Liebe Mutter." Er erzählt von einem Traum, in dem sie Lincoln war, der Präsident, der die Sklaverei abgeschafft hat. Er redet von der Freiheit, um die wir alle, die hier stehen, kämpfen, um die Befreiung von Familienbanden, die jeden von uns anders fesseln.
Die andern loben die Mutter für das, was sie geleistet hat, wir weinen und lachen, erzählen Geschichten und starren dabei auf den Topf vor dem Loch.
Die Förster warten geduldig.
Die Urne muss versenkt werden, aber als wäre das ein wirklicher Abschied, zögern wir es hinaus und machen noch ein paar Fotos, eines mit Urne, eines ohne, die Geschwister mit Partnern, die Geschwister ohne Partner, es hilft nichts, die Urne muss versenkt werden. Alexander und seine Schwester tun es.
Jetzt könnten wir gehen. Wir winken die Förster herbei: „Wer macht das Loch zu?" „Das machen wir", sagen sie. Aber sie tun es nicht, sondern warten, bis wir endlich gehen, als wollten sie uns den Anblick ersparen.
Von Weitem, schon längst zurück auf dem Weg zum Auto, sehe ich durch das Gestrüpp, wie die Förster das Loch zubuddeln.

Bei einer großen Veranstaltung wollen viele Leute von mir nicht nur getraut, sondern auch noch getauft werden. Da die Veranstaltung am Meer ist, habe ich jedem ein buntes Spielzeugförmchen aufs Haupt gebunden, sie dann alle gebeten, ins Meer zu gehen und sich einer nach dem andern aufzureihen. Auf Kommando tauchen sie dann zur Taufe alle unter, so dass als Schlussbild eine Linie bunter Förmchen auf dem Wasser schaukelt.

IMPRESSUM

Herausgeber
Bernhard Wittenbrink

LEKTORAT
Gerd Sandberg

GESTALTUNG
Judith Anna Rüther

GESAMTHERSTELLUNG
Druckerei Kettler, Bönen

ERSCHIENEN IM
Verlag Kettler, Dortmund, 2024

ISBN
978-3-98741-116-8

© Alle Abbildungen Elisabeth Brockmann, VG Bild Kunst

Die Abbildungen sind Reproduktionen aus der
Werkgruppe „Krieger“, Malerei auf Stahlblech, 2023,
alle 21 × 28,5 cm

Abbildung Titel:
Elisabeth Brockmann, „Krieger Nr. 16“,
Malerei auf Stahlblech, 2023

Die Künstlerin Elisabeth Brockmann treibt in diesem Buch ein kontrapunktisches Spiel mit Wort und Bild:

- Einerseits Erlebnisse in der Kunstszene, beim Tauchen, auf Reisen oder beim Tod des Vaters, die so gnadenlos präzise beschrieben sind, dass sie fast unwirklich schillern.

Die Frankfurter Rundschau schrieb über sie:
Die scharfe Beobachtungsgabe der Malerin und Fotografin zeichnet auch ihre Erzählung aus.

- Und andererseits Traum-Szenen, die so lapidar erzählt sind, dass man sie auf den ersten Blick für wirklich halten kann.

Daüber schreibt der Philosoph Bernhard Waldenfels:
Brockmanns Träume sind voll von szenischer Farbigkeit, von Unheimlichem, von schwarzem Humor, dazu merkt man ihnen an, dass eine Künstlerin Künstlerin bleibt, wenn sie träumt, und umgekehrt merkt man, welches Maß an künstlerischem Potential Träume enthalten können.

- Dazwischen leuchten 22 farbige Abbildungen von lüsternen Visagen, die dem Treiben ein Gesicht verleihen.

VERLAG
KETTLER